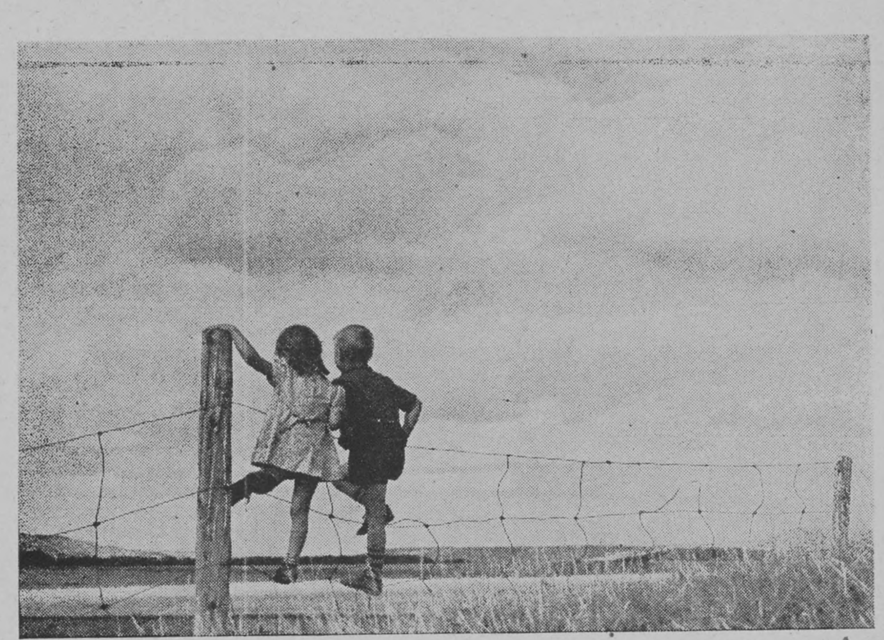
# MARIENBOTE



—The Royal Photo Studio, Regina.

April 1946

# Inhalt

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

**Nr. 7** **April 1946** **14. Jahrgang**


# Dies und Das

**Die Bäume des Schmerzes.** Im Lande, wo die Menschen wohnen, wuchsen zwei Bäume. Beide waren sie Bäume des Schmerzes. Der erste Baum trug süsse Frucht. Diese Frucht aber brachte Leid und Weh, Blindheit, Hoffnungslosigkeit und Tod in die Welt. Der andere Baum trug Dornen, die zu einer Krone geflochten waren, und von seinen trockenen Aesten sickerte rotes Blut. Die Früchte aber dieses Baumes brachten Licht und Hoffnung und Lieben und Leben unter die Menschen.

Der erste Baum, der Baum des Todes, stand im Garten des Paradieses. Unter ihm aber klagte Eva in bitteren Tränen, und zitternd und erschauernd lauschte sie der Stimme Gottes, die da sprach: "In Schmerzen und Wehen sollst du von jetzt ab deine Kinder gebären."

Der zweite Baum stand auf einer Höhe, die Kalvaria genannt ist. Auch unter diesem Baume stand eine Frau, deren Antlitz von Tränen übergossen war und deren Seele das siebenschneidige Schwert des Schmerzes durchriss. Sie stand da und schaute auf zu ihrem Sohn, der da am Holze hing und starb.

Diese zwei Bäume des Schmerzes, der Baum des Todes und der Baum des Lebens, überschatten seit dem ersten Tage, da der Mensch auf Erden lebt, die ganze Kreatur. Kein Wesen hat es je auf Erden gegeben und kein geschaffenes Wesen wird es jemals geben, dass dem Schatten dieser zwei Bäume entfliehen könnte. Alles, was da lebt und atmet, muss leben im Schatten der Bäume des Schmerzes. Selbst die reine Jungfrau, ja selbst die menschliche Natur Christi war nicht ausgenommen von diesem Gesetze.

Der Mensch braucht nicht erst alt zu werden, um zu erkennen, dass Leid und Weh in seinem Dasein stehen. Leid und Weh gehören zur Menschheitsgeschichte, wie Berg und Tal unzertrennbar zusammengehören. Man kann den Berg nicht vom Tale trennen und das Tal nicht vom Berge. Und man kann auch nicht das Menschenleben trennen vom Leid. Niemand, keine Menschenklugheit und keine menschliche Wissenschaft hat das je zustande bringen können. Das wissen wir.

Es scheint aber, als ob der moderne Mensch garnicht mehr wisse, wo denn eigentlich die Quelle seiner Tränen liege. Und es scheint, dass ihm auch alle Kenntnis verloren gegangen sei über jenen Ort, der die Kraft hat, alle Menschheitstränen zu trocknen und ins Menschenauge wieder hineinzulegen den Glanz des Glückes.

Der Mensch hat vergessen, dass der Baum, dessen Früchte er isst, den Namen "Baum der Sünde" trägt.

Was kümmert sich unser zwanzigstes Jahrhundert wohl um die Sünde? Der Mensch will leben. Er will frei leben, frei nach den Trieben des Habenwollens, des Fleisches und des Stolzes.

Und er lebt nach diesen Trieben und freut sich ihrer Genüsse. Wenn sich dann aber die Folgen einstellen, jene Folgen, die überall dorthin kommen müssen, wo man vom Baume des Todes isst, dann beginnt der Mensch zu verfluchen. Er verflucht das Leben, er verflucht seinen Nachbar, er flucht seinem Gotte: Er flucht allem, nur nicht sich selbst. Denn in seiner Blindheit hält er sich für den Mittelpunkt alles Lebens, so wie die Mücke, die im Sonnenglanze spielt, sich für den Mittelpunkt alles Lebens denkt. Alles soll sich dem Menschen beugen. Sein Nachbar soll sich vor ihm neigen und die Wetter sollen ihm gehorchen. Die weltlichen Autoritäten sollen seinen Willen erfüllen, und selbst der Allmächtige ist nur dazu da, seine Wünsche und sein Wollen zu verwirklichen.

Das ist der Mensch. Er ist alles, neben und über ihm ist nichts. Niemand, der ihm befehlen könnte, niemand, der die Welt anders leiten darf, als er es will. Drum sind ihm auch alle Gesetze, die seinen Neigungen nicht entsprechen, keine Gesetze. Und Sünde ist ihm keine Schuld, wenn sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringt.

Und so lebt der Mensch, die Früchte jenes Baumes essend, der Tod bringt und Leid, und den Folgen fluchend, die mit diesen Früchten in die Tiefen seiner Seele steigen und Weh und Friedlosigkeit überall dort hintragen, wo er steht und wo er wirkt.

Auch den Namen des anderen Baumes, auch den Namen des Baumes des Lebens, hat der Mensch vergessen. Er hat wohl vor langen Zeiten von diesem Baume schon gehört. Die Botschaft davon hat ihn froh gemacht. Denn was dieser Baum versprochen: Friede, Freude, Liebe und Segen, das sind ja gerade jene Dinge, nach denen sich der Mensch aus ganzem Herzen sehnt.

Es waren aber am Baume des Lebens Dornen und Nägel, und rotes Blut tropfte von seinen Aesten. Und es lehrte dieser Baum, dass dieses Blut und dass diese Dornen und diese Nägel ein Wahrzeichen des Lebens auf Erden seien. Ein Wahrzeichen dafür, dass Friede und Freude und Segen und Liebe nur dort sein können, wo der Mensch sich selbstlos gibt und wo er opfert. Wo er sogar sein Allerbestes aufzuopfern bereit ist.

Dieses aber, Selbstlosigkeit und Opfer, hasst der Mensch mit aller Leidenschaft seiner Seele. Sein Stolz ist dagegen. Und darum will er ihn nicht kennen, den Baum des Lebens, und darum will er nicht von seinen Früchten essen, und der Mann des Schmerzes, der an diesem Holz starb, gilt ihm nichts.

Das ist der Sinn der Passion Christi, und das ist die Sinnlosigkeit der Tränen der Menscheit.

Woher und warum kam das alles so bitter und so schwer?

**Osterliebe.** Im Anfang war es anders. Es war einmal ein Anfang. Und vor dem Anfang war nichts. Es gab keine Höhen und es gab keine Tiefen. Die Weiten bestanden noch nicht und auch nicht die Breiten. Nichts war da nur Gott allein. Seit Ewigkeiten war damals schon Gott. Und Sein Leben war kein Leben leerer, trauriger Einsamkeit. Denn sie waren Drei in Einem. Seit Ewigkeiten war der Vater, seit Ewigkeiten war der Sohn, und seit Ewigkeiten durchwehte der Heilige Geist die unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens.

Seit Ewigkeiten auch liebt Gott Vater Seinen Göttlichen Sohn und ewig liebt der Sohn den Göttlichen Vater. Und diese Liebe zwischen Gott Vater und Gott Sohn, das ist Gott der Heilige Geist.

In diese Liebe hat Gott alles, was Ihn glücklich machen kann. Höhere Liebe als die Liebe Gottes gibt es nicht. Gott hat diese Liebe immer. Höhere Seligkeit als die göttliche kann nicht bestehen. Und Gott hat diese Seligkeit seit ewigen Zeiten. Und höheren Lobpreis der göttlichen Heiligkeit als jenen, den der Sohn vom Vater und den der Vater vom Sohne durch den Heiligen Geist erhält, wird es in allen Zeiten auch nie geben können.

Auch das hat seit Ewigkeiten Gott. Was fehlte Ihm da wohl noch zu seinem Glücke? Es fehlte Ihm nichts und Gott hatte alles!

Es kam aber ein Zeitpunkt — warum, das wird der Mensch nie ergründen — da Gott beschloss, Sein Glück auch anderen Wesen mitzuteilen. Andere Wesen sollten sich am Göttlichen berauschen und sollten es lieben, wie Gott sich an Seiner Heiligkeit berauscht und wie Er sie liebt. In dieser Liebe und in diesem Lobpreis des Göttlichen sollten die anderen Wesen genau so ihr Glück finden, wie Gott es in Seiner Liebe zu Seiner eigenen Göttlichkeit hat.

Ausser Gott waren aber keine anderen Wesen da. Und da sprach Gott: "Es werde," und es ward. Es entstand die Erde und es bildete sich das Firmament. Es wurden die Berge und die Tiefen der Meere, und in die unübersehbaren Weiten des geschaffenen Raumes begannen die Sonnen und die Sterne ihr leuchtendes Wandern.

Alles das schuf Gott zu Seiner Ehre. Die stumme Kreatur aber, die Er ins Dasein rief, konnte nicht so teilnehmen am Lobpreis und an der beglückenden Liebe, wie Gott sie in sich hat und wie Gott sie sich selbst seit Ewigkkeiten gibt.

Darum erschuf der Herr ein Wesen, das gebildetet war nach Seinem Wesen. Er gab diesem Wesen Verstand, damit es Gott erfasse und erkenne, wie Gott sich selbst kennt. Er gab ihm die Kraft des Wollens, damit dieses Wesen hinaufgreife nach den Herrlichkeiten des Schöpfers, und Er gab ihm ein Herz, das diesem neuen Wesen die Macht des Liebens gab.

Und so ward der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes. Er war das natürliche Ebenbild des Herrn.

Mit dieser Schöpfung gab sich der Herr aber noch nicht zufrieden. Der Mensch sollte Gott mit überirdischer, mit himmlischer Liebe lieben, und sein Loblied auf Gott sollte auch die Kraft und das Wehen des Ueberirdischen in sich tragen.

Darum erfüllte der Herr den ersten Menschen mit himmlischen Leben. Wir nennen dieses himmlische Leben heiligmachende Gnade. Diese Gnade gab dem Menschen Leben vom Leben Gottes, sie gab ihm Liebe von der Liebe Gottes und sie gab seinem Lobgesang auf Gott überirdischen Wert. Sie machte den Menschen nicht zu Gott, sie machte ihn aber wie Gott, so dass sein Leben und sein Lieben und sein Lobpreisen wie das Leben und das Lieben und das Lobpreisen Gottes war.

Als Gott den Menschen so geschaffen, da sprach Er: “Es ist gut.” Und es war gut. Vor der Schöpfung liebte und lobte alles was bestand den Herrn. Gott war damals allein und Er liebte und lobpreiste Seine Göttlichkeit.

Gott schuf die Welt und den Menschen, damit Er Wesen habe, die an Seiner Seligkeit teilnähmen und die auch mit Gott die Heiligkeit Seiner Natur in Liebe und Lob umgreifen. Die stumme Natur konnte das nicht tun. Der Mensch sollte lieben und loben im Namen aller Kreatur. Dem Lobpreis Gottes, den die Sterne singen und die Vögel, den die Meere rauschen und die Stürme, allem, was da lebt und blüht, sollte der Mensch liebende und lobende Stimme geben. Dazu hat Gott ihn erschaffen. Und dafür hat Er ihn auch teilnehmen lassen an Seinem beseligenden Glück.

Der erste Mensch war glücklich. Gott gab ihm neben der heiligmachenden Gnade auch noch andere Gaben, die des Menschen ununterbrochenes Glück befestigen sollten.

Gott gab dem Menschen die Gabe des Wissens. Es brauchte der erste Mensch nicht erst einen langen Weg des Jammers und der Enttäuschungen zu wandern, bis er zu seinem Gotte fände. Er kannte Gott vom ersten Augenblicke an ganz, so ganz, wie ein Geschöpf Ihn erfassen kann.

Weiter gab der Herr dem Menschen die Kraft, seine Leidenschaften zu beherrschen und ganz unter die Leitung seiner Vernunft zu stellen. Der Geschlechtstrieb ordnete sich der Vernunft unter und diente nur der Erzeugung von neuen Menschen. Sündhafte Triebe hatte er nicht. Essen und Trinken verlangten nie nach Uebermass. Und Zorn und Hass waren gemeistert von der Liebe.

Dann folgte als weiteres Gnadengeschenk die Gabe der Freiheit von allen seelischen und von allen körperlichen Schmerzen. Keine Sorge und keine Krankheit konnte das Glück des ersten Menschen stören. (Schluss auf Seite 19)

## Osterfeier

**“Wir bleiben Diener Gottes, durch Geduld in Trübsal, in Nöten, in Aengsten, unter Schlägen, in Gefängnissen, in Ausständen, in Mühen, in schlaflosen Nächten, in Hunger. Wir behalten die Lauterkeit, die grosse Erkenntnis, die Langmut, die Güte im Heiligen Geiste. Wir bleiben immer in aufrichtiger Liebe, bleiben bei der Wahrheit, in der Kraft Gottes. Unsere Gerechtigkeit ist unsere Waffe bei Ehre und Schmach, bei gutem und schlechten Ruf. Sie mögen uns Betrüger nennen, wir bleiben doch wahrhaft. Wenn man uns auch verleugnet, wir sind doch wohlbekannt. Mögen wir als Sterbende ausgegeben werden, siehe, wir leben. Mögen sie uns züchtigen, man kann uns nicht töten. Gelten wir als Trauernde, im Herzen sind wir fröhlich. Erscheinen wir als Aermste, wir machen doch viele reich. Wenn wir auch “nichts haben,” wir besitzen doch alles.”**

**(2. Kor. 6).**

**“Wer in Christus ist, ist ein neues Geschöpf.” (2. Kor. 5, 17).**

**“Wer wird uns scheiden können von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst? Oder Hunger oder Verarmung? Gefahr oder Verfolgung? Oder etwa das Schwert? Deinetwegen lassen wir uns töten den ganzen Tag und lassen uns verachten und überwinden, alles durch Ihn, der uns geliebt hat.**

**“Des bin ich gewiss, dass weder Tod noch Leben, dass keine Macht und keine Gewalt — und wenn sie im Gewand und in der Kraft von Engeln erschienen — ich bin gewiss, dass uns nichts trennen kann von der Liebe Gottes, wie sie uns sichtbar wird in Jesus Christus. Mag es noch so drohen, mag es immer noch schlimmer werden, mag es aus den Höhen kommen, mag es aus den Abgründen heraufsteigen — nichts, nichts, was Geschöpf ist, vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes.”**

**“Wenn Gott für uns ist — wer ist dann wider uns?” (Röm. 6, 31).**

**Das ist der Ostergeist des Christen, der da lebt im Ewigen Sohne Gottes.**

# Wenn alles wankt-- das Kreuz bleibt stahen!

Da stand ein wuchtig steinern Kreuz im stillen Wiesengrund auf sanftem Hügel, und weithin leuchtete der verwitterte Kalkstein in die Lande, denn eben und flach war die Gegend, und schon ein geringer Hügel bot weite Rundschau.

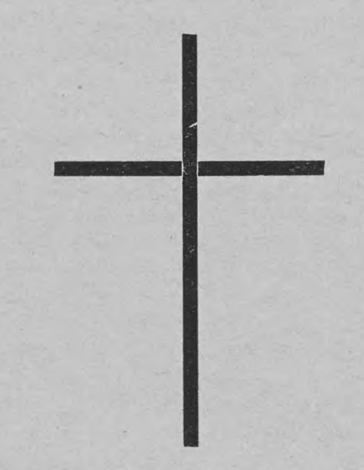
Die paar Häuser des Weilers am Grunde des Bergleins hatten ihren Namen nach dem kleinen Kreuzberg: Helljestock wurden sie genannt, der "Heilige Stock", denn ein uralter Ausdruck für ein Wahrzeichen Christi ist das Wort "Heiliger Stock." Wie ein Riese, so wuchtig, so massig stand das Kreuz inmitten von Flur und Feld.

Pestkreuz oder "Osterkreuz" wurde es genannt, und die eingemeisselte Jahreszahl 1620 konnte man noch gut erkennen. Um die Osterzeit des Jahres 1620 war im kleinen Flecken im Tale endlich, endlich die Pest erloschen, und um dem Höchsten die Ehre zu geben, zum Danke, dass er diese Geissel Gottes, diese furchtbare Seuche nun von ihnen genommen, hatten die Leute des Weilers droben auf dem Hügel das grosse Steinkreuz errichtet und hineingemeisselt:

So alles wanket — das Kreuz bleibt stahen!

Und just auf diesem Hügel errichtete Joachim Hans von Ziethen, des grossen Königs bester General und der Armee und des ganzen Volkes Liebling im Siebenjährigen Kriege, sein Stabsquartier, seinen Feldherrnstand.

Von Norden her wurde der Feind erwartet, der Aufmarsch der Ziethenschen Reiterregimenter aber links und rechts des Weilers "Helljestock" war beendet, im Dörfchen selbst waren ein paar grobe Stücke Feld-



geschütz aufgestellt, deren Feuer den anrückenden Feind erst verwirren sollte, und dann wollte er, der Ziethen, aus dem Busch, wie er es gewohnt war, mit seiner tollen Reiterei hervorbrechen und alles niedertreten, was sich nicht ergab.

So stand jetzt der General Ziethen vor dem Feldkreuz, entblösste sein Haupt und schaute ernst und still auf die verwitterte Inschrift:

So alles wanket — das Kreuz bleibt stahen!

Die Herren seines Stabes, die hinter ihm mit dem Fernrohre den Horizont absuchten, sprachen nur ganz leise miteinander, denn sie wussten, dass ihr sonst so gütiger und freundlicher General höllisch grob werden konnte, wenn ihn einer in seinen frommen Gedanken störte oder gar spöttische Mienen zeigte.

Da war einer, der Major von Levetzow, ein tüchtiger Offizier und bei Ziethen gar wohl gelitten, der machte sich zum Sprecher des Generalstabes, der erkannt hatte, dass das Steinkreuz der Aussicht nach Norden, nach dem Feinde zu, recht im Wege war. Levetzow trat zum General, salutierte und sagte: "Mein General! Das Kreuz muss weg, es hindert uns am freien Blick!"

Ziethen machte nur eine stumme Handbewegung und wies auf die Inschrift. Der Major las: ... das Kreuz bleibt stahen! und wusste sofort, dass jedes weitere Wort vergebens war, und zog sich zurück.

Plötzlich meldete die Stabswache, der König sei mit seinem Gefolge im Anmarsch.

Am Hügel stieg Friedrich vom Pferde, humpelte den Hang hoch, denn die Gicht hatte ihn wieder einmal mächtig in der Zange, und begrüsste seinen Ziethen, der ihm entgegengeeilt war.

"Gut, Ziethen, sehr gut ist der Platz gewählt zur Leitung der Schlacht! Man übersieht das ganze Vorfeld. Und nun erkläre Er mir seine Aufstellung!"

"Ew. Majestät! Meine Reiterei ist rechts und links des Weilers aufgestellt, die Kartätschen in der Mitte am Dorfrande. Wir lassen den Feind auf 700 Schritte avancieren, dann krachen die Feldstücke mit zwei Salven und machen den Gegner wanken, und dann breche ich wie der Sturmwind hervor. Der Oberst von Lüttichau mit dem rechten Flügel stur nach vorn, ich selbst mit der linken Brigade biege nach Westen aus und falle dem weichenden Gegner in Seite und Rücken. Keine Maus kommt durch, Majestät, keine Maus!"

"Bien! Tres bien, mein Lieber!" stimmte der König bei und trat ein paar Schritte vor, und da musste dem alten Haudegen natürlich sofort auffallen, dass das Steinkreuz tatsächlich

die freie Aussicht behinderte. Er winkte einem Adjutanten:

"Miltitz, hole Er schnell ein paar kräftige Kerle herbei mit Schanzzeug und Hacke, dass sie den Steinklumpen umlegen!"

Aber da fuhr Ziethen herum: "Mit Verlaub, Ew. Majestät: Das Kreuz bleibt stehen!"

Die Herren des Gefolges schauten sich entsetzt an.

Dem König, der zwar längst wusste, dass sich in Sachen, die sich um göttliche und christliche Dinge drehten, mit seinem Ziethen nicht rechten liess, war diese unsoldatische Art des Widerspruches doch in die Nase gefahren, und so antwortete er gereizt: "Ist Er der König, Ziethen, oder bin ich es noch?"

"Ew. Majestät natürlich sind der König!"

"Und wer ist Er?"

"Ew. Majestät General und treuer Diener!"

"Und wer hat zu befehlen, Ziethen: der General und treue Diener — oder der König?"

"Jeder an seiner Stelle, Ew. Majestät!"

"Einverstanden, Ziethen! Wo der König steht, hat der König zu befehlen! Also — das Kreuz muss weg!"

Da zuckte es gewaltig um Ziethens Stirn und Augen, und er rief: "Halten zu Gnaden, Majestät, das Kreuz bleibt stehen!"

"Ziethen!!" fuhr Friedrich auf, aber als er in das verwitterte Antlitz des alten Reiters sah, dem er unendlich viel zu danken hatte: den meisterhaft gedeckten Rückzug bei Kolin, dann Hochkirch, wo Ziethen es war, der das Schwerste vom preussischen Heere abwandte, ferner Torgau, wo Friedrich alle Hoffnung auf den Sieg verloren hatte und Ziethen ihn mit seiner Reiterei erzwang, da dämpfte er seinen Zorn und fragte milder:

"Warum will Er das Kreuz belassen? Er sieht ja selbst, dass es den Blick feindwärts hindert?!"

"Majetät fragen, warum ich das Kreuz stehen lassen will? Darum!" und er zeigte mit der Reitgerte auf die eingemeisselte Inschrift. Friedrich trat zwei Schritte näher und las:

So alles wanket — das Kreuz bleibt stahen!

Dann meinte er: "Das ist nur geistlich gemeint, Ziethen, nicht wörtlich zu nehmen!"

"Majestät, für mich ist das eins! Ich bin ein Soldat und kein Wortklauber!"

"Ziethen, jetzt ist Krieg! Und der Krieg ist rauh und kennt keine Sentiments!"

"Ein göttlich Wahrzeichen ist für mich kein Sentiment, Majestät!" — Und jetzt wurde Ziethen zum warmen Fürsprecher für seinen Willen! Er streckte seinem Herrn beide Hände entgegen: "Mein König! Ich bin Befehlshaber dieses Schlachtfeldes, ich habe hier zu befehlen! Es sei denn, dass der König für gut befindet und mir den Oberbefehl über die anstehende Schlacht aus der Hand nimmt, gut, so füge ich mich und trete ab, denn ich bin Soldat und weiss zu gehorchen! Aber so lange ich den Befehl ausübe, bleibt das Kreuz stehen!"

"Ziethen, Er spricht eine kühne Sprache! Ist dies eines Feldkreuzes wert?"

"Ja, Majestät, denn ein Gotteszeichen ist mir heilig! Wie könnt' ich ein solch gross Uebel tun und angesichts des Todes, nur um ein wenig bessere Sicht zu haben, Gottes Mal vernichten! Wie könnt' ich mit froher Zuversicht in den Kampf ziehen, wenn ich im Herzen fühle: Eben hast du Gott gekränkt! Denn wer Gottes uralte, angestammte Mäler zerstört, mutwillig zerstört, vergreift sich an Gott selbst! Deshalb, ich bitte Ew. Majestät: Lassen Ew. Majestät die Hand von dem Kreuz!"

Des Königs Zorn war längst verraucht. Seiner Herzensgrösse war es immer eine Erquickung, wenn einer seiner Untertanen den Mut fand, ohne Schranzerei zu verteidigen, was er für wahr und recht hielt, und so trat er auf Ziethen zu und erwiderte:

"Weiss der Himmel, Ziethen, ein Pfarr' könnt' für sein Heiligstes nicht besser sprechen als Er für sein Kreuz! Gut denn: Das Kreuz bleibt stehen! Vielleicht hat Er sich, Ziethen, da-

### Am Kreuze

Wehe, der Sturm! Ich sinke,
ich vergehe, ich ertrinke . . . .
Wehe, wehe, der Sturm!
Ich schluchze, ich ringe,
Ich rufe — ich schweige, ich unterliege.
Wehe, der Sturm! Wehe, wehe!
Was leuchtet dort auf der Höhe?
Ein Kreuz! — — — —
O Kreuz meines Gottes, ich eile zu dir.
Ich erstarke, ich erstehe, ich siege.
Wo du bist, Gekreuzigter, bin ich bei dir.
Ach, öffne dein Herz, aller Leiden Tür,
hilf, dass ich nicht unterliege,
und taubengleich himmelhoch fliege!
Brause nur, Sturm,
ich bin in Gottes Nähe!
Seine Rechte versprach, mich zu halten,
nun trotz' ich allen Gewalten!

Henriette v. Schrott-Pelzel.

durch einen neuen Verbündeten im Kampfe gegen die Kujone, die Feinde, angeschafft, he?"

"Das nicht, Majestät, nur den alten dort oben, den ich schon immer hatte! Der hilft uns auch heute heraus!"

Im gleichen Augenblick tauchte im Norden, gleissend im Sonnenschein, der anmarschierende Gegner in breiter Front auf.

Das Signal: Der Feind avanciert! schmetterte zu Tal. Ziethen salutierte vor seinem König, der ihm die Hand drückte, eilte mit seinem Stabe abwärts. Man bestieg die bereitstehenden Pferde, und nun ging es nach vorn an die Spitze der Truppen. —

Von oben, an das Osterkreuz gelehnt, verfolgte der König die Schlacht, und als er sah, dass der Feind wankte, legte er seine Hand auf das Kreuz, als wolle er den Stein liebkosen, und zu seinem Adjutanten gewandt sagte er: "Lese Er mir nochmals vor, was in das Kreuz gemeisselt ist, Miltitz!"

Und der Oberstleutnant las laut:

"So alles wanket — das Kreuz bleibt stahen!"

Der König nickte und murmelte: "Der Ziethen! Der Ziethen!" — Und dann laut und hart: "Dass mir keiner je etwas wider ihn und seinen frommen Sinn sagt! Keiner! Sonst kriegt er es mit mir zu tun! Sein Herrgott steht gut mit ihm!!"

Max Karl Böttcher.

———o———

## Klage

### Aus dem Lande unserer Väter

**Das Licht wird dunkel,**
**Die Nacht noch mehr Nacht.**
**Am morgigen Tage der Hunger . . .**
**Gott ist erzürnt auf uns.**

**Der morgige Tag ist leer und hart,**
**Denn Gott ist nicht mehr der Gast,**
**Der Gast, der am Herde sitzt. —**

## Der Mensch, inmitten der Schöpfung

**Wenn uns das Leben nicht befriedigt, wenn wir uns verstimmen lassen, uns ärgern, freudlos sind, unser Leben nicht lieben, keinen Sinn in ihm sehen, dann ist's, weil wir nur Oberfläche sehen, gehaltlose, nicht die Tiefe und nicht die Höhe des Daseins sehen. Wenn wir das Gewicht der Dinge nicht fühlen.**

**Gerade diese Freudlosigkeit beweist, dass Tiefe und Höhe zu uns gehört. Und uns unentbehrlich ist.**

**Dass Tiefe und Höhe zu uns gehört, das erfahren wir, wenn uns einmal ein Mensch begegnet in Person oder in seinem Werk, der sie hat: Die Tiefe und die Gründlichkeit und die Echtheit und Vollgehaltigkeit und die Höhe, die Reinheit, die Lichtfülle und Erhabenheit — da sagt unsere Seele ein volles Ja.**

**Unsere Seele ist der Ort für die grosse Welt Gottes. Und ist Gott und Seine Gnade in uns, dann kommen mit Ihm zu uns alle Seine Geschöpfe. Alle Seine Himmelskinder und alle Seine Erdenkinder. Haben wir Gott in uns, dann lieben wir wie Er: alle Seine Kinder. Und wen ich liebe, der ist in mir. Und wovor ich staune und Verehrung habe, das ist in mir.**

**Wer seinen Beruf und alle die Dinge des Lebens unterwertet, der tut immerfort unrecht und alles klagt ihn an. Und wer nicht die unzähligen Wunder sieht in den Dingen, und die unzähligen Wunder in seinem eigenen Leben nicht sieht, in seiner Seele und in seinem Leibe, der kann nicht loben, kann nicht verehren und kann nicht danken, der ist ein Unfroher. Wir sind soviel unfroh, als wir unrecht tun durch Unterschätzung. Soviel froh, als wir die Wunder und die Kostbarkeit der Dinge erkennen.**

**Oberfläche ist nicht in der Schöpfung. Nicht einmal im Stein und nicht einmal im Metall. Wie unerschöpflich viel lässt sich aus ihnen darstellen.**

**Oberflächlich ist kein Baum und keine Blume von der Wurzel bis zum Blatt und zur Blüte. Und bis zu den feinen Stäublein ihres Duftes. Und zum Lebensgehalt ihrer Früchte. In jeder Schneeflocke sind viele Wunder. Wir sehen aber nur so tief in die Dinge hinein als wir selber Tiefe haben, nein als unsere Tiefen uns lebendig sind. In wem das Leben der Gnade wirksam ist, der sieht Gott in Seiner Schöpfung wirken. Aber auch der Frömmste noch wird die Dinge unterwerten, wird nicht genug Gott liebend, weise und allmächtig am Werke sehen. Die feinste Schau hat ein Mensch, wenn ihn grosse Not in Spannung brachte und auflockerte. Ohne die schweren, starken Spannungen wäre den drei Jünglingen nie ihr Jubellied gelungen, in welchem sie jedes Ding ohne Ausnahme als Harfe Gottes erleben. Nur wenn ein Mensch in seinen Tiefen lebendig wurde, dann dringt sein Blick in die Tiefen der Dinge, in die Tiefen Gottes hinein. Darum soll ein Mensch in nüchterner Oberflächenstimmung keine Werturteile fällen. Darum soll ein Mensch es nicht ertragen können, nicht aufgelockert zu sein, nicht aus seiner letzten Sicht zu sehen.**

**Oberfläche gibt es nicht in der Schöpfung.**

**Oberfläche ist auch nicht in uns. Unsere Seele hat Tiefen und auch jedes Glied unseres Leibes.**

**Oberfläche gibt es nur in unserem Erkennen und Erleben.**

**Darum wird der oberflächliche Mensch zum Missetäter an den Dingen. Und wenn der Mensch versagt, dann fehlt den Chören der Schöpfung der Sprecher und Führer zum Lob und Dank an den Schöpfer.**

J. Kühnel.

# Gottes geheime Gerichte

(Für die Fastenzeit)

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Hast du schon von Sterbenden gehört, die wie um Haaresbreite der ewigen Verdammnis entgingen?

Es gibt Sünder, denen die letzte Gelegenheit zur Umkehr versagt bleibt. So ein Fall scheint derjenige der Isadora Duncan gewesen zu sein. Sie war eine viel bewunderte Tänzerin und ein modernes Heidenweib dazu. Spottete öffentlich über die 10 Gebote und ihren göttlichen Gesetzgeber. Holte sich ihre Kinder von irgend einem Wüstling in ungebundenem Geschlechtsverkehr und rühmte sich dessen ohne Scham vor aller Welt.

Zwei ihrer Mädchen ertranken ihr im Seinefluss mitten in der Stadt Paris. Sie hatte vergessen, an ihrem Auto die Bremsen anzuziehen. Der Wagen geriet bei ihrer Abwesenheit ins Rollen, stürzte die steilen Ufer hinab in den Strom und versank in seinen gurgelnden Fluten. Der plötzliche Verlust ihrer Kinder bestärkte sie nur in ihrer Raserei. Drohend hob sie die Faust zum Himmel und schrie in ohnmächtiger Wut: "Ich werde mir andere zu verschaffen wissen!" Ihre Unverschämtheit rief schliesslich Gottes Gerechtigkeit herbei.

Drunten in Südfrankreich gibt es einen berühmten Badeort namens Nizza. Die reichsten Geldbarone der Erde finden sich dort zusammen. Isadora wurde hier ganz unerwartet vom plötzlichen Tod ereilt. Eines Tages besteigt sie ein offenes Luxusauto und lässt sich auf den weichen Kissen nieder. Der Wind spielt verräterisch mit ihrem langen Seidentuch und verwickelt es unbemerkt mit des Hinterrades Speichen. Mit einem ungewöhnlich gewaltsamen Ruck bringt der Fahrer den Wagen in Gang, und dieser Ruck reisst ihr das Genick entzwei. Hat es ihr noch Zeit gelassen zur Reue und Versöhnung mit ihrem ewigen Richter? Menschlich gesprochen, nein. Es gibt Sünder, denen aller Berechnung nach die letzte Gnade zur Bekehrung versagt bleibt.

Den Nachtschatten strafender Gerechtigkeit stehen aber, Gott Dank, viele Lichtbilder unendlichen Erbarmens gegenüber. Berichten da die Blätter vom hochbegabten Dichter Strindberg, der 1912 in Stockholm (Schweden) gestorben ist. Nicht nur wanderte er durch lange düstere Strekken leiblicher Not. Sein ganzes Wesen erschauerte unter den Anschlägen schwerster erblicher Belastung. In guten Stunden schrieb er Traum- und Märchenspiele. In bösen Zeitabschnitten verfiel er unsinnigster Raserei. Viermal stürzte er sich kopflos in Eheabenteuer, nur um die Frauen seiner Wahl baldigst aus dem Haus hinaus zu stossen. Trotz allem war er kein frivoler Spötter. Sein Jammer machte sich in gottwidrigen Worten und Gebärden Luft, aber stets begleitet von einem leisen Stöhnen seiner wunden Seele.

Eins tat er alljährlich am Karfreitag. Braute sich einen Becher echten Wermuts zurecht und schlürfte ihn langsam hinunter. Er schien sich seiner Bitterkeit zu freuen. Tat er es ja zum Andenken an den Trunk von Essig und Galle, der dem sterbenden Erlöser an jenem Tag in Seinem Fieberdurst gereicht wurde. Dieser Buss- und Liebestrank war es, der ihm die endgültige Bekehrung gesichert zu haben scheint.

Mit 60 Jahren dachte er immer mehr an sein Ende und die grosse Abrechnung da droben. Er verdammte die schlechten Bücher, die er gelesen, und die bedenkliche Protzerei seiner Jugend- und Mannesjahre. Rang in nächtlichem Gebet vor dem Kruzifix um seelisches Gleichgewicht und Ergebung in sein hartes Los. Heute liegt er im Sarg mit dem Neuen Testament in seinen gefalteten Händen und seinen Grabstein verklärt die sieghafte Inschrift: "O Crux Ave, Spes Unica!" O Kreuz, du einz'ge Hoffnung, sei gegrüsst! — Wahrlich ein lichtvolles Bild göttlichen Erbarmens!

Aus den Vereinigten Staaten erreicht uns die Nachricht von einem alten Junggesellen, dem es ganz ähnlich ergangen ist. Das Mädchen seiner Träume hatte ihm einmal am Tag vor der Hochzeit den Laufpass gegeben. Seitdem hatte er sich von allem Verkehr mit der Aussenwelt zurückgezogen. Kein Messbesuch mehr für ihn; kein Sakramentenempfang; keine Kirchenbeiträge. Und das 40 lange Jahre! Trotzdem hat ihm Gottes Huld eine glückliche Sterbestunde beschieden. Kam es von der rührenden Liebestat, die er einmal jedes Jahr in all dieser Zeit vollbrachte?

Auf seinem Land kauerte wie ein Ungetüm ein Felsblock in mächtiger Schwere. Mit dem quälte er sich jeden Karsamstag ab und wälzte ihn auf die andere Seite. Es nahm seine ganze Mannes- und Willenskraft in Ansruch. Aber er tat es zum Andenken an des Heilands Auferstehung von den Toten. Nicht minder zu Ehren der hl. Engel, die am Ostermorgen den Stein vom Grab des Auferstandenen entfernten. Er wusste selber nicht, wie er dazu kam. Die Nachbarn

hatten bald bemerkt, wie er sich abmühte. Boten ihm an, den Felsen wegzuschleppen. Er sträubte sich dagegen. Sie ahnten wohl nicht, dass seine ewige Seligkeit davon abhinge.

Nun lag er im Sterben. Der Priester stand an seinem Bett; aufmerksame Freunde des Kranken hatten ihn gerufen. Ihm klagte er sich an. Bekannte, dass er 40 Jahre nichts Gutes mehr getan. Fügte auch halb schüchtern und verlegen die Geschichte vom Felsblock hinzu. Der war ihm am letzten Karsamstag aussergewöhnlich schwer vorgekommen. Er hatte sich mehr als sonst damit geplagt, und bei der letzten grossen Anstrengung hatte er sich weh getan. Etwas musste ihm im Leib zerrissen sein; daran musste er jetzt sterben. Drum bat er um die letzten Sakramente. — Ist die Geschichte nicht ein wahres Lichtbild göttlichen Erbarmens?

Oftmals scheint das Endschicksal einer Seele von deren Andacht zur lieben Mutter Gottes abzuhängen. Diese Tatsache beleuchtet schön ein jüngst erschienenes Buch: “Father Smith, the World and the Flesh.” Wird da der Priester einer Hafenstadt zu einem sterbenden Seemann gerufen. Der hatte ein wildes Leben hinter sich und wollte auch jetzt von geistlichem Beistand nichts wissen. Aber auf des Priesters Zuspruch lenkt er langsam ein und strahlt vor Freude und Zufriedenheit nach seiner guten Beicht. Was war das Geheimnis dieser Rettung? Es war ein tägliches Ave, das die Angst vor Meuchelmord ihm jeden Abend abgerungen. Als sailor, bekannte er, hatte er in den grossen Hafenstädten stets gefürchtet, urplötzlich dem Dolch eines Raubmörders zum Opfer zu fallen.

Gar rührend erscheint die Kraft und Wirksamkeit des öfteren Ave Maria im Leben der Schauspielerin Eva Lavalliere († 1929). Von endlosem Beifall theaterfreudiger Massen umrauscht, wandte sie sich in der Blüte der Jahre gegen ihren Schöpfer und verschacherte ihre Ehre und Unschuld an einen gewissenlosen Lebemenschen in Paris. Aber er sowohl wie sie zerrissen niemals die letzten Fäden, die sie mit der Allerseligsten verknüpften. Er betete jeden Abend zu ihr und nie verbrachte er die Nacht ohne ihr Gnadenbild auf dem Tischlein nebenan. Sie bekehrte sich mit 50 Jahren, und in den darauf folgenden langen Leidenswehen fand sie bei Maria Mut und Trost. “Wie trostreich ist doch der Gedanke an sie,” rief sie manchmal aus. “Ich habe sie als Kind geliebt und sie auch in meinem Sündenleben niemals ganz vergessen. Hab gar manchmal an ihren Altar die Blumen hingeleitet, die man mir auf der Bühne begeistert in die Arme warf . . .” Eva’s Verführer starb mit Gott versöhnt. Und sie litt und starb heldenmütig mit der Liebe einer Magdalena. — Wieder ein anderes Lichtbild göttlichen Erbarmens!

So verbinden sich auf Erden Gottes Gnade und menschliches Tun in geheimnisvollem Wechselspiel. Den einen gereicht es durch ihr Verdienst zum Segen, den andern durch ihre Schuld zum ewigen Fluch. Genau so wie wir es finden bei den beiden Strassenräubern, die neben Christus am Kreuze hingerichtet wurden. Beide hatten gemordet und ihre Hände mit dem Blut der Unschuldigen befleckt. Beide höhnten auch den verscheidenden Erlöser mit der wütenden Pharisäerbrut. Und doch trennten sich beide für immer in der zwölften Stunde. Der eine starb in unversöhnlichem Toben mit dem Fluch der Verzweiflung auf den Lippen. Der andere im seligen Besitz der Absolution aus göttlichem Mund und mit der tröstlichen Verheissung: “Heut noch wirst du mit mir am Ort der Seligen sein.” Woher dieser Unterschied? Sicher ist: der Unterschied im Lebensausgang der beiden muss in ihrer Lebenszeit angebahnt und tief begründet gewesen sein. Bei dem einen muss ein verhängnisvoller Haken sich geltend gemacht haben, der zuletzt sein ewiges Glück zerschlagen hat. Dem andern muss irgend ein besonderes Verdienst im letzten Augenblick die Umkehr erworben haben. Was ist es gewesen?

Die selige Katharina Emmerich erzählt uns Näheres darüber. Sie sagt, dass der g u t e Schächer bei aller Rohheit, womit er seine Opfer quälte, stets gegen seine Sünde protestierte. Er verfluchte sich selber vor Gott. Klagte sich an als einen Lump vor Himmel und Erde und bekannte: “Es ist nicht recht, was du tust.” Diese Ehrlichkeit gegen Gott und Liebe zur Wahrheit ist bei ihm entscheidend in die Wagschale gefallen und hat ihn am Ende gerettet.

W i r aber wollen nicht frevelhaft spielen mit Gottes geheimen Gerichten. Wir kennen die Weihnachtsbotschaft der Engel: “Friede den Menschen, die guten Willens sind.” Wir kennen auch die Warnung des Apostels: “Gott lässt Seiner nicht spotten.” Wir wissen nie, wie die Fäden Seiner Gerechtigkeit mit denen Seiner Barmherzigkeit sich verschlingen. Wir wissen nie, ob wir seiner schonenden und verzeihenden Liebe würdig sind, wie Eva Lavalliere, oder ob wir Seinen ewigen Fluch verdienen, wie der böse Schächer am Kreuz. Deshalb lasst uns an unserm Heil arbeiten mit ungeheurem Ernst!

---

O Gott, wie ist doch Deine Welt.
So dicht mit Menschenwerk bestellt,
In dem Geröll verronnen. —
Wer Dich heute finden wollte,
Wie sehr der wohl suchen sollte.
Sie nennen noch den Namen,
Doch ahnen sie nicht das Amen.

Richard Schaukal.

---

# Der
# Landrichter und der Wilderer

Anno dazumal war es, als der Herr Landrichter von den Tagedieben, Handwerksburschen und rauflustigen Bauern noch sehr gefürchtet wurde. Besonders in Tölz war "a sakrisch strenger Herr," nach Aussage aller, die das zweifelhafte Vergnügen hatten, amtlich mit ihm zusammenzugeraten. Ein ganz besonderes Augenmerk aber hatte er auf die Wilderer; nicht leicht, dass einer, der ihm unter die Hände kam, vor einem Jahre wieder wilderte.

Seine Gnaden der Herr Landrichter hatte nämlich selbst eine schöne Jagd. Er hatte einen guten Hund und Stutzen, auch einen Jagdheger —, aber auch manche ungebetene Jagdgäste.

Schon dreimal im letzten Jahr waren ihm die schönsten Böcke weggeschossen worden. Sein Jäger schimpfte, dass der Tisch wackelte, ja, er greinte beinahe vor Wut, und der Landrichter schlug mit der Faust auf sein Pult, dass ihm die Tinte auf die weissen Hosen spritzte, und schwor hoch und teuer, beim Landesherrn einzugeben, dass er den verdammten Wilderer, wenn er ihn glücklich erwische, mindestens in Oel sieden, aufhängen, vierteilen und rädern lassen dürfe. Was nützte ihm die Jagd, die schönste weit und breit und die wildreichste der ganzen Gegend, wenn ihm doch von Halunken und Tagedieben alles weggeschossen wurde?

Die armen Burschen, die auf anderen Jagdfründen ertappt wurden, hatten auch zu dieser Zeit keine guten Tage.

"Scho so viel ungläubig is er, der Herr Landrichter!" war die allgemeine Klage. Es war richtig, mit Ausreden durfte ihm allerdings keiner kommen. Lächerlich auch, ihm, selbst einem passionierten, erfahrenen Jäger, vormachen zu wollen, dass einer mit dem Kugelstutzen von zwölf Millimeter Kaliber auf Spatzen hätte schiessen wollen, und dass der Bock grad durch "reinen Zufall" zwischen den Spatzen und dem Lauf durchgerannt sei.

Nur einem konnte er nicht recht an, und gerade auf den hatte er und sein Jäger den meisten Verdacht; das war der Bruckbauernsepp von Lenggries, ein "Mordshallodri", wie weit und breit kein solcher war. Dass er wilderte, war ein offenes Geheimnis; auf frischer Tat liess er sich indessen nie erwischen. Zweimal schon stand er vor dem Gestrengen, der ihn unter seinen buschigen Brauen hervor durchbohrend ansah, als müsste er ein Geständnis erzwingen — aber es war nichts herauszubringen aus dem Spitzbuben, und nichts war ihm zu beweisen.

"Ich krieg' den Kerl schon noch amal. Den leg' ich noch hinein, dass er an mich denkt, der Taugenichts, so wahr ich der Landrichter von Tölz bin! Werd's sehen, Leut', der geht mir noch so sicher ins Garn als zwei mal zwei vier ist. Beobachten lass' ich ihn Stund' für Stund', wenn er fortgeht, der Loder, der Gauner, der elendige!"

So schimpfte in Gram und Grimm und Groll der Vertreter der Ordnung und Gerechtigkeit öfters beim Bräu am Honoratiorentisch; und nicht lange darauf wurde wirklich der Sepp auch vorgeladen — aber wegen einer anderen Sache.

**Humoreske von**
**Ferdinand Silbereisen**

Der Sepp hatte einen Feind, — das war der Jochenbauer von Oberwarngau. Die Feindschaft aber war dem Jochenbauer um so weniger erfreulich, weil der Sepp die gröberen Hände und mehr Kraft hatte. Wieder einmal hatte das der Jochenbauer fühlen müssen.

Am sechsten November ist in Tölz von alters her ein grossser volkstümlicher Festtag, Leonhardi. Wie der Jochenbauer so um fünf Uhr nachmittags sich auf den Heimweg macht, nicht gerade betrunken, aber auch nicht gerade nüchtern, kommt ihm halbwegs von Oberwarngau der Sepp entgegen und haut ihm eine links und eine rechts herunter, dass der Jochenbauer glaubt, das höllische Feuer fahre ihm aus den Augen.

So erzählt er vor Gericht, und der Sepp steht dabei und schaut mit scheinheiliger Zerknirschung in den Boden hinein.

"Na, Jochenbauer, kannst du es wirklich auf deinen Eid nehmen, dass es der Sepp und kein anderer war, der dir die saftige Ohrfeige gegeben hat?"

"Mein schon, Herr Landrichter, den Sepp werd' i' wohl kenna, und dem seine Mordspratzen, seine damischen, g'schpür i aa aus hundert anderen raus."

"Nun, Sepp, du Malefizkerl, nun kannst du's ja wieder wegleugnen. Aber das sag' ich dir, wenn du leugnest, kriegst du fünfundzwanzig, dass dem Jochenbauern seine Watsch'n noch gar nichts dagegen waren. Verstehst mich?... So, jetzt sag' aufrichtig: Warst du's oder warst du's nicht?" dröhnte der Richter, der sehr volkstümlich

mit den Leuten umzugehen pflegte, den Sepp an.

Der Sepp aber gestand zur grössten Verwunderung des Herrn Landrichters, der sich schon auf verstocktes Ableugnen der Missetat gefasst machte, unumwunden die zwei Maulschellen ein, und der Schreiber schrieb ins Protokoll, dass der Bruckbauernsepp von Lenggries freiwillig auf die diesbezügliche Frage des Landrichters "gestanden" habe, dem Jochenbauern von Oberwarngau am Leonharditag zwischen fünf und sechs Uhr abends zwischen Tölz und Oberwarngau zwei schallende Ohrfeigen gegeben zu haben.

Für diese Entfernungsverminderung zwischen seiner Hand und seines Feindes Wangen erhielt der Sepp drei Tage Arrest.

Wie er wieder herauskommt, erwartet ihn der Sprottel von Tölz, ein gutgestellter Gerbermeister, und redet ihn an:

"Du Sepp, hast du dem Jochenbauern die Watschen wirklich geb'n oder i?"

"Mei, wirst's scho du g'wesen sein; hab' mir's glei denkt, wie der Jochenbauer auf mi g'schworen hat, weil wir zwoa do dieselbig' Statur und zufällig aa dö gleich Pratzen ham. Aber i hab' mir denkt: dem Bruckbauernsepp, dem armen Schlucker, macht's weniger aus, wenn er drei Tage brummen muss; 's is ja eh nit 's erste und a nit 's letzte Mal — aber dem reichen, ang'sehenen Sprottel ging's schon schwerer ein. Und so..."

"Sepp, du bist ein grundg'scheiter Bursch," sagte der Gerbermeister anerkennend, "du hast mir fein und nobel aus der Schlamass'n herausgeholfen. Soll aber nöt umsonst g'wesen sein dei' ehrliche Kameradschaftlichkeit. Eine Gefälligkeit ist ein gutes Trinkgeld wert."

Und mit diesen Worten langte er aus seinem ledergebundenen Taschenbuch einen richtigen, funkelnagelneuen blauen Hunderter heraus und präsentierte ihn dem verdutzt dreinschauenden Sepp als sichtbares, greifbares Zeichen seiner grossen Erkenntlichkeit dafür, dass



er sich so heroisch für ihn geopfert habe.

Sepp steckte den wertvollen Schein mit der Versicherung seines tausendfachen Vergelt's Gott! sowie der Bereitwilligkeit, das nächste Mal wieder in ähnlichem Fall gern zu Diensten sein zu wollen, verschmitzt schmunzelnd ein. Er kann den ohnehin etwas zu breit geratenen Mund schier nicht mehr zusammenbringen vor lauter freudigem Grinsen, weil ihm der Hunderttalerschein so von ungefähr zugeflogen ist wie eine gebratene Taube.

— — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit meldet der Jäger dem Herrn Landrichter zu dessen fürchterlicher Entrüstung, dass schon wieder der schönste Bock aus seiner Jagd weggeschossen worden sei, und zwar am Abend des Leonhardifestes.

"Aber diesmal kriegen wir den Halunken, Herr Landrichter," fügte der Jagdaufseher mit pfiffigem Augenzwinkern an, "wir haben ihn gesehen; er kann nimmer aus."

"Wer ist der Lump?" schreit der Landrichter, krebsrot vor Zorn.

"Na, kein anderer als der Bruckbauernsepp; wer denn sonst?

"Ist's also wirklich und wahrhaftig wahr, hast du mit eigenen Augen den Erzgauner bestimmt gesehen?"

"Auf meinen Eid hin, Herr Landrichter, mei' G'hilf', der auch mit dabei war, hat ihn auch erkannt."

Der Sepp wird vorgeladen. Der Landrichter schwimmt in Wonne. Nun kann er nach Herzenslust dem alten Schwerverbrecher eins auswischen und sein Mütchen an ihm kühlen. Heute will er ein Exempel statuieren, dass vier Bezirksämter noch lange davon sprechen werden und den Wilddieben das Pirschen auf verbotenen Wegen bei Nacht und Nebel für immer vergeht. "Gelt, ich hab's gesagt, der geht mir noch ins Garn," renommierte er schon acht Tage vor der anberaumten Gerichtsverhandlung prahlerisch den Stammtischgenossen gegenüber.

"Na, Sepp, freut mich, dass wir uns schon wieder sehen. Wie geht's dir denn immer? Hoffentlich gut!" spöttelt er.

"O ausgezeichnet, dank der Nachfrage, Gnaden Herr Landrichter," antwortet prompt der Sepp, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

"Wird dir's Lachen bald vergehen, du Lump, du Bazi, g'wildert hast wieder," donnert ihm nun der Landrichter mit finsterster Amtsmiene entgegen; "aber diesmal hilft dir kein Leugnen mehr. Mein Jäger und der Gehilf' haben dich gesehen. Also raus mit der Sprach', wie war das?"

"Is ja gar nöt mögli, Gnaden Herr Landrichter," sagt der Sepp, ohne im mindesten verlegen zu werden. Wenn man ihm vorgeworfen hätte, er habe Rom angezündet, hätte er nicht unschuldiger dreinschauen können.

"Jägersleut', wann und wo habt ihr ihn g'sehen?"

"Am Leonharditag abends zwischen fünf und sechs Uhr oben beim Speckwald," lautete die sichere Antwort.

"So, Sepp, wo warst denn da, he?"

"Gnaden Herr Landrichter, da hat ja der Jochenbauer die pfundige Watsch'n von mir gekriegt, zwei Stund' und a halbe

**(Schluss auf Seite 18)**

# vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Ihr hen ein mistake g'mocht vonwege weil ihr gedenkt hen, das eirer treier Freind, der Schusterseppel, das Schreibe ufgebe hot. Sell is net wohr, und ich, wo ich den Mariabot gleich und wo ich ein guder Mitarbeiter vom Mariabot bin, tu immer noch am Läbe sein und fier den Mariabot schoffe. Ober, desch is auch wichtig fier eich zu wiesse, ich bin ein alter Mann und ich kann net mehr so schoffe wie die junge Leit. Uf'n ganze Winter bin ich krank gewest, und die Pauline, was mei treies Weib is, hot mit alle Täg den Puckel geschmiert, vonwege weil ich dort so ein wüst arges Reisse g'habt hob.

Liebe Leser und Leserinnen. Selles Bild, was mir im März uf'm Mariabot g'sehn hen, is mir persenlich gut bekannt. Uf sollen Bild is nämlich ein Bruder von Battleford gewest, was geschneidret hot. Ich tu eich heit vermelde, wie dass ich die Ehr g'hat hob, mit sollen heiligen Bruder von die Oblote introduced zu werde. Sell is g'schehn ein poor Johr zurieck, wie ich mir in Battleford ang'schaut hob, wie dass denn der hochwerdige Herr Bischof die Prieschter weihe tut. Arg schen hot der hochwerdige Herr Bischof die Prieschter geweiht, sell kann ich eich soge. Mir is grod das Wasser in die Augen komme. Und die Pauline — na, ihr tut's ja wiesse, wie dass die Weibsleit sein tun und wie dass die sich uf das Briellen verstehn.

Anyway, liebe Leser, sollermole hen ich alle Brieder, was uf Battleford sein, gemiet und sie hen eine gude und heilige impression uf mich g'mocht. Leit, ich, wenn ich net so alt wär und net verheirot, ich tät gleich Bruder werde. Fier uf einen Poter tut's bei mir net reiche, vonwege weil ich die ladeinische Sproch net kenn. Uf das "Dominus vobiscum" und uf das "Per omnis saecula saeculorum" tu ich mich schon auskenne, vonwege weil ich ein Gebetbuch hob, wo g'schriebe steht, was solle ladeinische Worte uf deitsch heisse. Die ladeinische Schrift kann ich auch gut läse. Ober, fier uf ein Poter muss der Mensch die ganze ladeinische Sproch kenne. Sell hot mir ein Poter, was in Battleford ein hochwerdiger Brofessor is, ausg'legt. Vonwege weil er ein Brofessor is, aus soller Ursach muss er sich doch uf die Sach auskenne. Fier uf ein Poter, desch is ein katholischer Grundsatz, muss der Mensch mehr von die ladeinische Sproch wiesse als nur desch "Dominus vobiscum" und desch "Amen". Und alle die katholische Leit, was das "Ite Missa est" so gut kenne, vonwege weil sie immer gleich ufspringe und aus die Kerch h'naus, wenn der Poter das "Ite Missa' singt, solle Leit solle sich merke: Bei die langst noch net eimol fier einen guden Katholiken. Bis die ein guder Poter moche würde, tut's noch tausend Meilen nähme.

So sehn mir denn aus meiner explanation, desch ich fier einen Poter net geschoffe bin. Ober fier ein Bruder täts bei mir schon reichen. Bäte kann ich, und desch tu ich gern. Schneidre kann ich net, ober ich hob mit meine eigne Auge g'sehe, wie dass die ehrwierdigen Brieder von die Oblatenpäter auch anre Orbeit tun, uf was welle Orbeit ich mich auch auskenn. Ich bin ein Schuster, und mir tun wiesse, wie dass die Oblatenpäter keine baarfiessige Fransiskaner net sein. Sie breichen Schuh wie jeder anre getaufte Christ Schuh breicht. Carpenten kann ich auch. Vier Johr zurieck hob ich noch unnerschiedliche Sochen fier meine Pauline gecarpented, und die Pauline is gut zufrieden mit meine Orbeit gewest.

Dann tun die ehrwierdigen Brieder auch das Viech uf die Weide treibe, die Kieh melke, Futer hole, chicken raisen, auch mol eine Sau schlochte und ein Stier verkaufe. Alles desch kennt ich auch schoffe, vonwege was ich die gude Ieberzeigung hob, wie dass ich fier uf einen Bruder passe tu.

Liebe Leit und Freinde vom Mariabot. Ich hob eimol mit meine Pauline solles besproche und ich hob g'sogt:

"Weib," hob ich g'sogt, "aus was weller Ursach tut der Poter vom Mariabot alle Monat schreibe, wie dass die katholische Kerch Brieder breicht?"

"Was meinst denn," hot die Pauline zurieckgebe, "warum tut der Poter solles schreibe?"

Und ich hob zurieckgebe: "Von wege weil sie keine Brieder net hen. Sie breichen neie Brieder. Unsre Buben ober, die hen kein Kloster net im Kopf. Die Madel, ja, die hen sie im Kopf, ober kein Kloster net. Ich, wenn ich jung wär, ich tät die junge Leit gleich ein gudes Beispiel gebe, in dem dass ich zum Poter schreibe tät: "Poter, ich bin ein g'sunder, guder, frommer Bub, was sein Läben ufopfre will im Kloschter."

Wie ich desch g'sogt hob, liebe Leit, da hot mich mein Weib, die Pauline, ober gut und lang ang'schaut, und ich hob wieder eimol gleich und sofort gewiesst, wie dass ich was g'sogt hob, was ich net hätt soge g'sollt. Ich hob meine experience mit meine Pauline, sell kennt's ihr mir glaube.

Meine Pauline hot mich also ang'schaut, und ich hob's Maul zug'mocht, vonwege weil ich gewiesst hob, jetzen kommt was. Und dann is es komme.

"Lieber Seppel," hot die Pauline g'sogt, "heit, wo du alt bist, heit tust smart sein und ieber die junge Leit schiempfe. Aus was weller Ursach, so to ich dich froge, bischt denn kein heiliger Bruder net worde, wie du jung worst? Aus was weller Ursach? Ich werd's dir gleich zu wiesse gäbe: Vonwege weil du, wie du noch jung worst, auch kein Kloschter net im Kopf g'hat hast, ober die Madel. Mir bist du nochgesprunge, sell is die ganze Geschicht, vonwege was du kein Kloschterbruder net worde bist."

So hot die Pauline ieber mich g'sproche, liebe Leit, und ich muss soge und bekenne, wie dass sie recht g'hat hot. In meine junge Johre is mir kein Kloster net in den Sinn komme, vonwege weil mein Herz voll gewest is von der Pauline. Ein arg schenes Madel is sie gewest. Die hot kein powder und kein lipstick net gebreicht, vonwege weil sie schen gewest is wie Milch und Honig, wie mans so soge tut. Desch is auch die reason, vonwege was ihr mich net blame derft, because weil ich ihr nochgesprunge bin. Und sell muss ich auch bekenne: Mit dem Nochspringe hob ich es net immer gut getriebe. Anyway, mein Voter — der Himmel soll ihm die ewige Seligkeit gäbe — mein Voter also hot solles net geglieche und hot mich arg verschiempft. Und der Pauline ihr Voter — desch mein ich, will ich lieber net verzähle. Ober soviel kann ich soge: Eimol hot er mich die ganze Nacht bei der Sau im Stall eing'schlosse, und ich hob dort schlofe gemiesst. Ober ich, wo ich immer ein Mann von gude Grundsätze wor, ich hob net nochgebe mit der Liebe zu die Pauline, und zuletzt hob ich sie doch bekomme und bin sehr gliecklich mit ihr worde.

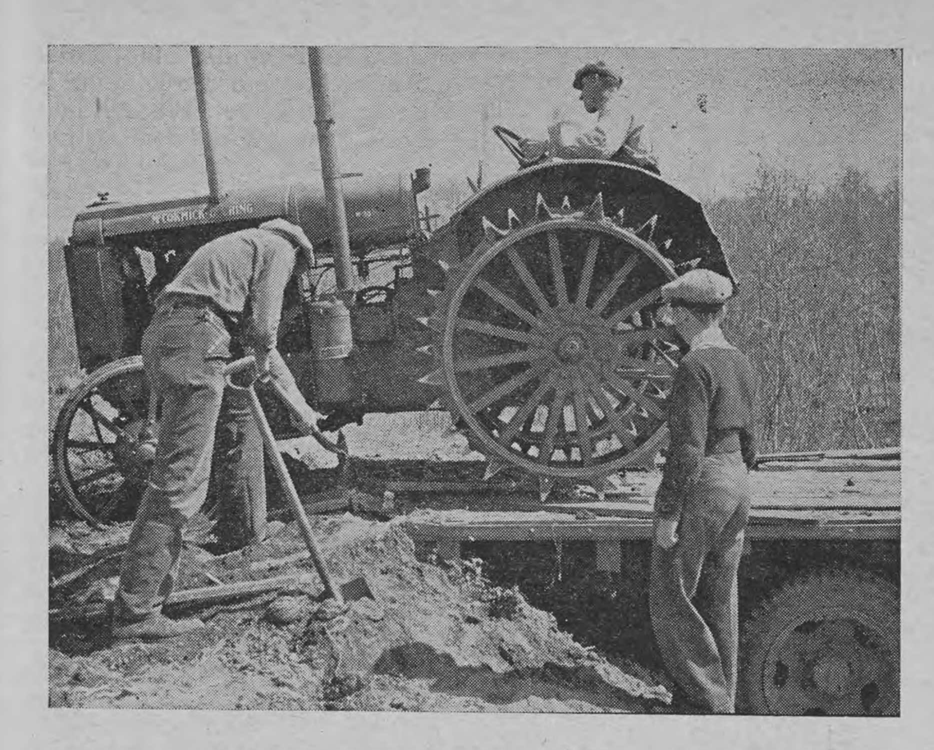
Aus dieser Geschicht, was ich mit mein eigenen Fleisch und Blut durchgemocht hob, können mir alle Unnerschiedliches lernen. Erschstens, liebe Leser, tun mir ganz deitlich sehn, wie dass net jeder Mensch fier uf einen Klosterbruder gefordret is. Der Herrgott tut sich solle Klosterbrieder selbst auspicke, und alle die, wo mit die Lieb was zu schoffe hen, solln keine Klosterbrieder net werde, vonwege weil sie heirote solln.

Zweitens: Wenn mir alte Leit in Ehren und in Lieb geheirot hen, dann miesse mir auch wiesse und uns erinnere, wie dass mir vor unsre Hochzeit auch mit die Madle rumgesprunge sein, bis dass mir unser Weib gefunne hen. Wenn heitzutag die Bube auch mit die Madle rumspringe, dann solln mir net gleich kritisiere und sakramentiere und lamentiere, ober mir solln ufpasse, dass die Bube immer gude Madel hen und immer in guder Gesellschaft sein. Das Rumspringe uf alle Tänz, desch is net gut und desch miesse mir bekämpfe. Ober alle Bub und alle Madel aus-

# Karfreitagszauber

**Wie dünkt mich doch die Aue heut so schön. —**
**Wohl traf ich Wunderblumen an,**
**die bis zum Haote süchtig mich umranken.**
**Doch sah ich nie so mild und zart**
**die Halme, Blüten und Blumen,**
**noch duftet' all so kindisch hold**
**und sprach so lieblich traut zu mir.**
**Das ist Karfreitagszauber, Herr.**
**O wehe, des höchsten Schmerzentags.**
**Da sollte, wähn' ich, was da blüht,**
**was atmet, lebt und wieder lebt,**
**nur trauern, ach, und weinen.**
**Das ist nicht so.**
**Des Sünders Reuetränen sind es,**
**die heut' mit heil'gem Tau**
**beträufen Flur und Au':**
**Der liess sie so gedeihen.**
**Nun freut sich alle Kreatur**
**auf des Erlösers holder Spur,**
**will ihr Gebet Ihm weihen.**
**Ihn selbst am Kreuz kann sie nicht erschauen:**
**Da blickt sie zum erlösten Menschen auf;**
**der fühlt sich frei von Sündenlast und Grauen,**
**durch Gottes Liebesopfer rein und heil:**
**das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,**
**dass heut' des Menschen Fuss sie nicht zertritt,**
**doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld**
**sich sein erbarmt und für ihn litt,**
**der Mensch auch heut' in frommer Huld**
**sie schont mit sanftem Schritt.**
**Das dankt dann alle Kreatur,**
**Was all' da blüht und bald erstirbt,**
**da die entsündigte Natur**
**heut ihren Unschuldstag erwirbt.**

—Wagner (Parsival).



Unsere Lainbrüder bereiten sich auf die Frühjahrsarbeit vor. Von dieser Arbeit und vom Regen und vom Segen, den der Herrgott uns dieses Jahr schicken wird, hängt das tägliche Brot ab, das unsere Priesterstudenten im nächsten Jahre essen werden.

Unsere Brüder brauchen Hilfe.

Möchtest Du nicht auch Oblatenbruder werden?

.Schreibe an:

**The Very Rev. Fr. Provincial,**
**2026 Winnipeg Street,**
**Regina, Sask.**

---

eianner holte, was in Ehre und in guden christlichen Geist zusammenkomme, desch derfen mir net, vonwege weil desch unrecht is. Mir hen's geton, unsre Kinner, wenn die alt g'nug dazu sein, solln in guden Respekt zu ihre Eltern und zu die katholische Lehr dasselbe tun. Mir solln also net alle Bube kritisiere, vonwege dass sie keine Klosterbrieder net werde wolln. Der Herrgott breicht viele Leit, was heirote und was gude Kinner zur Ehre Gottes erziehe. Solang alles anständig geht, is es keine Siend net und kein Unrecht, wenn die Bube den Madle nochjoge.

Ober, liebe Leser und Leserinnen, wenn ein Bub innerlich in seiner Seel fühle tut, wie dass er gut fier ein Klosterbruder wär, dann soll er Klosterbruder werdn. Ein Klosterbruder, desch is ein schener und ein arg heiliger Beruf, uf was mir Katholike stolz sein solln. Mir breichn Leit, was fier den Herrgott schoffe tun.

Nehmt's eimol die Päter. Die miessen schoffe und schoffe, fier den Herrgott und fier alle Christgleibige. Wenn die Päter ober im Kloster läben und dazu noch hochwerdige Professors sein, was die Bube teachen, wo Päter werden solln, wer soll dann, so tu ich eich froge, wer soll dann fier diese Päter und hochwerdige Professoren, und wer soll fier die hochwerdigen Seminaristen schoffe? Wer soll fier sie koche? Wer soll ihre Schuh fixe? Und wer soll dem furnace nochschaue und das Viech versorge, wo die tägliche Milch gibt und die tägliche Buter? Und was mit die chicken und mit der Soot und mit das Dresche?

Ohne Brot kann kein Poter net läbe und auch kein Seminarist net. Sie breichen Brieder, was fier sie schoffe tun. Aus soller Ursach sog ich: Wenn ein Bub ein ehrwierdiger Klosterbruder werde will, dann seids ein guder Voter und eine gude katholische Muter und tu ihm seinen Wunsch net obschloge. Sog ihm: "Bub, desch is mir eine Ehr und desch mocht die ganze Familie stolz, wenn du ein Klosterbruder bist. Tu gleich zum Poter uf Regina schreibe und tu ihm vermelde, wie dass du ein ehrwierdiger Klosterbruder sein willst.

So, liebe Leser und Leserinnen, sollt's ihr eire Kinner unnerrichte. Tut's keinen net forcen, fier uf in das Kloster zu gehn. Tut's ober alle eire Bube froge: Willscht Klosterbruder werde? Und wenn er jo ieber eich sogt, dann schickts ihn uf Battleford.

Mit sollen Rat und mit das Versprechen, eich nächstes mol wieder zu schreibe, griesst eich

eier Freind

der Schusterseppel.

———o—o———

Noch grösser als die christliche Tat ist das christliche Leiden. Zum Leiden braucht es mehr Willenskraft und mehr Gnade als zur Tat.

**Kardinal Faulhaber.**

* * *

Der gute Ritter klagt nicht über seine Wunden, wenn er den König sieht, der mit ihm verwundet ist.

**Eckehart.**



# Pilze

Eine Dorfgeschichte von

PAUL KELLER

"Wo ist der Bauer?" fragte der Knecht zur Tür der Wohnküche herein.

Die junge Bäuerin, die am Herde hantierte, wandte sich um.

Sie war ein üppiges Weib mit einem frischen Gesicht, das aber durch einen sinnlichen Zug um die allzu blutroten vollen Lippen entstellt war. Sie lächelte den strammen, jungen Knecht an. Ihre Augen blitzten in einem Mischlicht von Gier und Bosheit.

"Der Bauer," fragte sie. "Wo wird er sein? Pilze suchen ist er."

Der Knecht kam vollends in die Stube.

"Pilze suchen? Heute? Drei Tage hat es geregnet, seit gestern ist schönes Wetter. Unsere Gerste liegt noch draussen. Keine Getreideart verträgt Regen schlechter als Gerste. Und da geht der Bauer Pilze suchen?"

Er lachte rauh.

"Der Bauer ist ein Trottel," sagte das Weib giftig.

Der Knecht ging ein wenig in der grossen Stube auf und ab, die Hände tief in die Taschen seiner Lederhosen gebohrt. Bei dem Weibe am Ofen blieb er stehen.

"Frau," sagte er, "wie konnten Sie den Bauer heiraten? Er ist 56 Jahre, Sie sind 24. Wie konnten Sie das tun?"

"Ich wollte nicht mein Leben lang Magd sein, sagte das Weib, "und die Erbscholtisei ist ein schönes Besitztum."

"Das ist sie — aber immerhin — so ein alter Kerl soll nicht Rosen abbrechen, er soll Pilze suchen."

Die Bäuerin sah ihn verliebt an.

"Sie können schön sprechen, Georg!" sagte sie. "Sie hätten verdient, was Besseres zu werden."

Der Knecht lachte heiser und spuckte aus.

"Was Besseres, jawohl! Werd mal was Besseres, wenn der Vater Hausknecht ist und die Mutter säuft! Haha! In der Schule war ich in allen Klassen der Erste. Alle die andern Lümmel schrieben von mir ab. Und was ist nun? Die anderen sind vielfach reiche Leute; zwei haben sich bis zum Doktor hochpäppeln lassen und ich bin Bauernknecht. Warum denn? Warum denn?? Weil mein Vater Hausknecht war und weil die Mutter trank. Und das muss ich mein Leben lang büssen. Deshalb bin ich Bauernknecht!"

"Wirtschafter!" verbesserte sie milde.

"Was ganz dasselbe ist. Eine grausame Ungerechtigkeit ist das! Was für eine Gottheit regiert denn auf dieser Welt? Der Gott Mammon! Mich hat dieser Teufelsgott schon in der Wiege verflucht, ausgeschlossen von all dem, was gut ist im Leben, mich hinabgestossen in dreckige Arbeit, in dreckige Lumpen. Wie komme ich denn dazu? Weil mein Vater Hausknecht war? Sein Vater war Dominialknecht. Na also! Und weil meine Mutter trank? Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Grosseltern soffen doch auch. Wo ist denn da eine Möglichkeit, sich zu erlösen, hochzukommen? Haha! Und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Jawohl, ich habe keine Religion mehr. Ich glaube nur noch an den Gott Mammon und der hat mich in die Hölle der Armut geschleudert."

"Sie können so gut reden, Georg."

Georg lachte.

"Na, ja, die Schnauze macht sich. Ich werd's bald anders versuchen. Nach der Stadt ziehe ich zurück, trete der kommunistischen Partei bei. Werden mal sehen, Frau, wird nicht allzu lange dauern, bis ich Gewerkschaftsführer bin. Bin ich aber erst Gewerkschaftsführer, dann bin ich so gut wie Minister. Dann kann ich mir den hohen Posten wählen, den ich haben will."

"Von hier fortgehen wollen Sie, Georg?" fragte die Bäuerin bange.

"Was soll ich hier? Hier bei dem alten Bauern und seiner jungen Frau?"

Plötzlich fasste er sie heftig am Arm.

"Das kann ich Ihnen sagen, Frau, wäre ich damals schon hier gewesen, diese Hochzeit wäre niemals zustande gekommen!"

"Nicht?" fragte sie glücklich. "Wen hätte ich denn heiraten sollen?"

"Mich!" schrie der Knecht heiser und zitternd.

"Dich?" jubelte sie. Und sie hing an seinem Halse und sie küssten sich rasend.

"Ach, das alte wehe, selige, sündige Lied! Das Lied vom alten edlen König Marke, der das junge Weib Isolde freite und von ihr mit seinem Waffenknechte Tristan betrogen wurde. Das süsse Sündenlied, das die Menschen in den Tod singt.

"O Gott!" schrie die Bäuerin plötzlich auf, „der alte Böhm ist am Fenster. Ob er was gesehen hat?"

"Mag er!" knurrte der Knecht. Er riss das Fenster auf, vor dem der alte Böhm stand.

"Woll'n Sie was?"

"Ach," sagte Böhm, "ich wollte bloss fragen, ob der Bauer mit zum Pilzesuchen geht. Es ist ein schöner Pilztag heute . . . Regen . . . und darauf Wärme."

"Schöner Pilztag," höhnte der Knecht, "der Bauer sollte besser auf seinem Felde sein, als im Walde nach unnützem Zeug herumzukriechen."

"Pilze sind was Gutes," sagte Böhm, "auch bringt's was ein. An manchem Tag habe ich mehr von meinen Pilzen als von mei-

ner Pension. Die Hälfte verkauf ich, die andere Hälfte essen wir selber. Es gibt nichts besseres als Pilze."

"Der Bauer ist schon seit einer Viertelstunde fort."

"Nun, da wird er wohl an der Randeiche auf mich warten. Wir sind keine Konkurrenten, wir sind Freunde. Jeder hat sein bestimmtes Revier. Da wird nicht herüber- und hinübergewildert. Nein, nein, das tun wir nicht. Jedem das Seine!"

Er ging ohne Gruss davon.

"Er hat es gesehen," sagte die Bäuerin, und ihr rotes Gesicht wurde bleich.

"Mag er," trotzte der Knecht, "mir ist alles gleich; Gerechtigkeit und Vernunft sind sowieso nicht auf der Welt!"

* * *

An der Randeiche, die am Eingang des Waldes stand wie ein mächtiger Portier vor dem Portal eines Herrenschlosses, wartete der Bauer Atzel auf seinen Pilzkameraden.

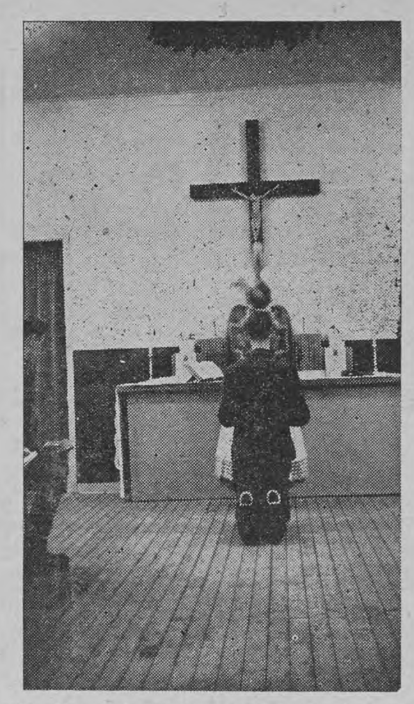
"Bist zeitig aufgebrochen, Emil," sagte Böhm.

"Ja, Franz, ich bin froh, wenn ich zum Hause hinaus bin. Ich habe kein gutes Heim mehr."

Er seufzte schwer.

"Die Heirat! Die Heirat! Wie konnte ich alter Mann ein so junges Ding heiraten? Aber sieh, Franz, Kinder sind mir versagt geblieben; meine gute erste Frau liegt auf dem Kirchhofe; ich vertrug das Alleinsein nicht mehr. Und die Anna war so ein sauberes, nettes Mädel, flink, fleissig, freundlich, ja, betulich. Ich habe mir gedacht, es wäre gut, wenn wieder eine Bäuerin auf dem Hofe wäre und wenn ich auf meine alten Tage eine Lebensgefährtin hätte. Rein jeden Wunsch hat mir die Anna vom Gesichte abgelesen, und ich gewann sie lieb, und ich fühlte mich mit meinen 56 Jahren noch lange nicht als Greis. So heiratete ich die Anna. Und kaum war die Hochzeit vorbei, kaum war sie Bäuerin, die Erbin von Haus und Hof, da zeigte sie ihre wahre Seite."

Der Bauer verbarg das Gesicht in den Händen. Er atmete schwer, es drückte und ruckte ihn, und schliesslich weinte er.



**Hl. Messe in einem Lager deutscher Kriegsgefangener.**

Böhm nickte trübe mit dem Kopfe. Der Freund tat ihm leid. Er kannte ihn noch nicht lange, erst zwei Jahre; da war Böhm nach seiner Pensionierung vom Bahndienst ins Dorf gezogen und hatte durch Vermittelung Atzels, der Gemeindevorsteher war, eine kleine, aber freundliche Wohnung gefunden. Dort lebte er mit seiner gleichaltrigen Frau in tiefem Frieden. Die fünf Kinder waren freilich im Lande verstreut; aber sie waren alle brave, wohlangesehene Leute, der Stolz und das Glück der Eltern. Einer war sogar Doktor geworden, es war einer von den beiden, von denen der Knecht Georg gesprochen hatte, der aus derselben Stadt stammte, in der Böhm Bahnerdienste getan hatte. Nun, Böhm hatte etwas aufgefangen von dem Gerede des Georg. O, dieser Prahlhans! Von dem hatte sein Ludwig sicher nicht abgeschrieben, und sein Junge war nicht zum Doktor hinaufgepäppelt worden, sondern es war ihm sehr schwer geworden, sich an der Hochschule zu halten.

Der Prahlhans, der schlechte Kerl, der es hinter dem Rücken seines Herrn mit dessen Frau hielt!

Aber davon verriet Böhm dem unglücklichen Freunde nichts; er sagte schliesslich:

"Weine nicht, Emil, es ist schrecklich, wenn ein so guter, braver Mann, wie du bist, weinen muss. Sag' dich im Innern los von ihr. Sie ist es nicht wert, dass du dich um sie grämst. Denke an dich, nicht an sie! Gib ihr nicht soviel Geld, damit sie Sonntags nicht wie ein aufgedonnerter Pfau in die Kirche kommt zum Aergernis der ganzen Gemeinde. Hänge ihr den Brotkorb höher!"

"Dann hielte ich es gar nicht aus um sie. Wenn ich ihr Geld gegeben habe für ihre Flunkereien, dann habe ich es immer ein paar Tage besser."

"Und dann, Emil, entlasse deinen Wirtschafter!"

Der Bauer fuhr herum.

"Du meinst doch nicht etwa ... dass ... dass Georg und Anna —?"

"Ich meine nur, dass du den Georg je eher, je besser entlassen sollst. Er ist kein guter Mensch; er hatte schon zu Hause in unserer Stadt keinen guten Ruf, seine Leute auch nicht. Und er ist ein Feuerroter; er hetzt die Leute auf im Dorfe. Die Bauern sehen ihn alle nicht gern. Der wird uns noch den Kommunismus und den Krawall aufs Land bringen."

"Ja," nickte der Bauer bedächtig, "er gefällt mir auch selbst schon lange nicht mehr; ich werde ihm am nächsten Ersten kündigen."

"Tue das Emil. Ich habe ihn vorhin nach dir gefragt, da hat er mürrisch gesagt: Der Bauer gehört aufs Feld; er soll nicht im Walde nach unnützem Zeug herumkriechen. So spricht kein braver Knecht von seinem Herrn. Ich bin kein Angeber und Weiterträger, aber das musste ich dir sagen: Entlasse den Georg."

"Ach, Gott, vielleicht hat er recht; der Bauer gehört aufs Feld. Aber ich halte doch Leute genug; ich kann mir das doch leisten, jetzt, wo ich älter werde. Und soll ich das einzige, was mir noch Vergnügen macht, aufgeben — das Pilzesuchen? Wer ein schweres Herz hat, einen kranken Gedanken, der soll Pilze suchen gehen. Da muss man aufpassen, das lenkt ab."

"Ja," sagte Böhm, "bei uns in der Stadt war ein Arzt, der verordnete allen, die trübsinnig waren, Pilze zu suchen. Lasse dir das einzige Vergnügen das du hast, nicht nehmen. Und den Georg entlasse!"

Nun verschwanden sie im Walde. Böhm bog nach der linken Waldhälfte ein, Atzel nach der rechten.

Jeder hatte einen Tragekorb auf dem Rücken; denn kein ordentlicher Pilzsucher steckt die Pilze in einen Sack. Ein Messer hatten sie nicht. Nur Stümper schneiden die Pilze ab; Pilze müssen abgedreht werden.

Um 11 Uhr trafen sie sich wieder bei der Randeiche. Sie lachten. Beide hatten eine schöne Pilzernte gemacht. Seit einiger Zeit gab der Bauer Atzel den grössten Teil seiner Beute an seinen Freund Böhm ab. Er hatte keine Verwendung für viele Pilze. Es war ihm nicht darum zu tun, Pilze zu besitzen, sondern Pilze zu suchen. Auch mochte auf dem Hofe niemand mehr Pilze, nachdem die Bäuerin Anna gesagt hatte, ihr graue vor dem Zeug, da der Bauer auch giftige Pilze brate und esse.

Daran war etwas Wahres.

"Hast du wieder Giftpilze mitgesammelt?" fragte Böhme.

"Was heisst Giftpilze? Richtige Giftpilze zerstöre ich. Aber was man so in Laienkreisen 'Giftpilze' nennt, ist noch lange nicht ungeniessbar.

"Da sieh dir zum Beispiel diesen Pilz an."

"Stockmorchel," sagte Böhm, "giftig!"

"Ach was, giftig! Natürlich ist sie giftig. Ihr starker Giftstoff heisst Hellvellasäure. Kochst du aber den Pilz mit Salzwasser und giessest das Wasser weg, dann wird aus der Stockmorchel ein wertvoller Speisepilz. Oder hier der Ziegenbart! Die Leute lassen ihn stehen. Und doch ist er jung sehr wohlschmeckend; wird er allerdings alt, dann ist's vorbei. Und hier der Eierbovist! Solange sein Fleisch weiss ist, ist er wohl zu gebrauchen, später nicht mehr. Man muss das halt verstehen, nicht nur alte Marktweiber befragt haben, die ausser dem Steinpilz, dem Champignon, dem Reizker und dem Eierschwamm nichts kennen. Man muss das studieren und dann am eigenen Leibe ausprobieren."

"Es ist eine Vermessenheit, Emil!"

"Ei was, ich kenn mich aus; es macht mir Spass, den Burschen, die den klugen, alten Pilzweibern unheimlich sind, mit meinen Entgiftungsmethoden Kochen, Wässern, Zerschneiden, Ausdörren zu Leibe zu gehen. Habe übrigens heute nicht viel von der Sorte; dagegen viel prächtige Steinpilze und Graukappen und Milchreizker. Keine Sorge, ein rotbrauner Reizker ist nicht dabei. Er ist zwar bei richtiger Behandlung auch geniessbar, aber ich weiss, du fürchtest dich."

"Man soll nicht vermessen sein."

"Na, lasse mich nur; es macht mir Spass, und mir geschieht schon nichts. Eine Portion von meinen Edelpilzen behalte ich für mich; meine lieben Prachtkerle, die jungen Parasole, gebe ich nicht her; alle 'Giftpilze' für mich, das andere sollst du haben. Kannst es mit deiner Ern-

## Jerusalem, convertere ad Dominum Deum tuum!

**(Jerusalem, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott!)**

**Von Erich von Haideck**

**Nach Golgatha hinan mit todesmüden Schritten
Der Heiland wankt, bedeckt mit tausend Wunden,
Die scharfen Ruten in Sein heil'ges Fleisch geschnitten,
Das hehre Haupt mit Dorngeflecht umwunden,
Womit der Henker Spott den Judenkönig schmückt,
Und schwere Kreuzeslast die Schultern schmerzlich drückt.**

**So sieht man denn — welch Menschenherz kann's fassen? —
In Schmach und Schmerz den Welterlöser schweigen,
Von allen Freunden, Jüngern selbst, verlassen,
Für fremde Schuld den Opferplatz besteigen. —
Ein Gott, sich opfernd für die undankbare Welt,
Dass sie nicht Seinem Zorn und ew'ger Pein verfällt!**

**Musst du nicht, Israel, Jerusalem, erbeben,
Da selbst des Tempelvorhangs heil'ge Falten
Zerreissen, Tote sich vom Grab erheben,
Das Sonnenlicht sich trübt und Felsen spalten!?
Doch sühnest, treulos Volk, den Gottesmord du nicht:
Wie wird es dir ergehen dereinst beim Weltgericht?! —**

**Ist das dein Ernst, mein Christ? Verdammst du das Verbrechen,
Das Volkeswahnsinn einst an seinem Gott begangen?
Musst du nicht gegen dich ein gleiches Urteil sprechen,
Erglüh'n vor Scham nicht purpurn deine Wangen?
O sinke reuig nieder heut' am Kreuzesstamm:
Für dich und deine Sünden starb das Gotteslamm!**

te heute Nachmittag zum Delikatesshändler nach der Stadt tragen."

"Emil, ich bin dir ja dankbar, dass du mir deine schönen Edelpilze schenkst; aber ich bitte dich, hüte dich vor den tückischen Giftlingen. Ich rühre sie nicht an. Es ist, als ob man mit Schlangen spielen und hoffen würde, dass sie einem nichts tun."

"Lass gut sein, Franz, diese Schlangen beissen nicht. Ach, manche Pilze lassen sich entgiften; mein Leben aber ist wie der ganz gefährliche Fliegen- oder Satanspilz oder wie der allergiftigste Knollenblätterpilz; da ist nichts zu bessern, daran muss man sterben, wenn man sich damit eingelassen hat!"

* * *

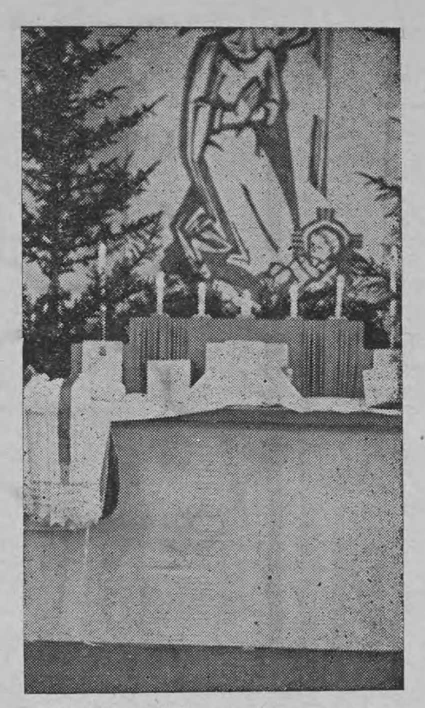
Durch's Dorf flog die Schrekkenskunde: Bauer Atzel ist tot. Pilzvergiftung! Der Doktor ist zu spät gekommen, das Auspumpen des Magens und die anderen Mittel haben nicht's mehr genutzt.

Der alte Bahner Franz weinte bitterlich: "Ich habe es ihm gesagt; ich habe ihn immer gewarnt vor seinen Versuchen und nun — und nun —."

* * *

Beim Begräbnis war die Bäuerin in hochmoderner Trauertracht, wie sie die ganz vornehmen Witwen in der Stadt tragen. Die schlichten Landleute sehen das nicht gern. Es sah so gar nicht nach wahrer Trauer aus, sondern nach Prahlerei und Grossgetue. Pfui! Wie konnte man am Grabe des Mannes ein solches Gehabe machen? Nun, sie hatte dem armen guten Emil Atzel überhaupt das Leben sauer gemacht. Die schlichte Landbevölkerung mochte das hoffärtige Weib nicht leiden — die frühere Magd — hu!

Mit unbewegtem, steinhartem Gesicht stand Anna am Grabe des Mannes, Franz Böhm sah ihr gerade ins Gesicht. Und als beim Versenken des Sarges ein scheussliches Licht des Triumphes, des Befreitseins, der Schadenfreude in diesem Gesicht, in



**Weihnachtsaltar in einem Lager deutscher Kriegsgefangener.**

diesen Augen aufblitzte, da durchzuckte Franz Böhm ein blitzartiger Gedanke, der ihn beinahe zu Boden schmetterte:

"Mörderin! Giftmörderin!"

Zwei Schritte von der Bäuerin stand der Knecht Georg in einem für ihn viel zu feinen Anzug. Auch seine Augen funkelten im steinharten Gesicht.

* * *

Ein Jahr verging. Wieder kam die Pilzzeit.

Franz Böhm hatte keine ruhigen Tage mehr. Er wälzte sich ruhelos in seinem Bette, er ging nicht mehr in den grünen Wald, um Pilze zu sammeln, er lief wie ein Verrückter auf der langweiligen, staubigen Chaussee entlang, der Stadt zu. Das Gericht rührte sich nicht, der Arzt rührte sich nicht, alle Leute sagten, Emil Atzel hat sich selbst vergiftet mit seinen Versuchen, Giftpilze geniessbar zu machen.

Nur Franz Böhm wusste, dass das nicht wahr war. Im ganzen Deutschen Reiche gab es kaum einen Pilzkenner wie Emil Atzel; der täuschte sich nicht!

"Vielleicht hat er sich absichtlich ganz starke Giftpilze gebraten; denn sein Leben war eine Hölle," murmelten einzelne.

"Das könnte allerdings sein," seufzte Franz. Aber dann verwarf er den Gedanken.

Nein, Emil war ein frommer Mann, der machte seinem Leben nicht freiwillig ein Ende; der hätte sein Kreuz weitergetragen, so schwer es auch war.

Also — Mord — Mord durch jenes verruchte Paar! Im übrigen sollte die Bäuerin neuerdings ganz verändert sein. Sie war fahrig, aufgeregt, schrak leicht zusammen, irrte oft des Nachts durchs Haus, sprach mit dem Knechte Georg wenig oder gar nicht.

Eine Heirat kam nicht zustande. "Sie warten das Trauerjahr ab," sagten die Leute.

"Der Gewissensteufel," sagte Franz zu seinem Weibe. "Nun, ich will, weiss Gott, mit dem Teufel nichts zu tun haben; aber diesem Gewissensteufel helfe ich, damit die Wahrheit herauskomme über den grausamen Tod meines lieben Freundes."

* * *

Es war ein prächtiger Sommersonntagsmorgen. Die Kirchentür stand nach dem Friedhof hin weit offen. Der Geistliche stand auf der Kanzel und predigte. Die letzten Zuspätgekommenen hatten sich zur Kirchentür hineingedrückt in die Vorhalle. Der Prediger hatte keine laute, weittragende Stimme. Etwas angestrengt lauschten die Andächtigen den Worten der Predigt. Plötzlich unterbrach ein markerschütternder Aufschrei die fromme Stille ... ein zweiter, gellender Schrei ... ein dritter ... vierter — —

Der Geistliche bricht die Predigt ab, die Gläubigen sehen sich erschrocken an.

"Was ist denn? — Wer schreit so schauerlich und wild?"

Draussen abermals rasende Schreie. Und nun unterscheiden die entsetzten Zuhörer die Worte des Geschreies.

Pilze — Pilze! Giftige Pilze!"

Einige beherzte Männer wollen hinaus, der Geistliche eilt von der Kanzel herab. Da stürmt eine Frau zur Kirchentür herein, flatternd, mit den Händen um sich schlagend, schreiend. Wer sich ihr nähern will, den stösst sie fort. So drängt sie nach vorn, bis zu den Stufen des Altars. Dort dreht sie sich um.

Die junge Bäuerin Anna Atzel ist es. O, wie sie aussieht. Der helle Wahnsinn brennt ihr im Gesicht. Gellend schreit sie der Gemeinde zu:

"Pilze! Pilze! Giftige Champignons! Sie wachsen auf des Bauern Grabe. Wachsen aus dem Grabe heraus — weil ich — weil ich — den Bauern umgebracht habe — mit Pilzen, mit giftigen Pilzen — ich habe sie ihm in seine Bratpfanne geschnitten — Pilze — giftige Pilze — aus dem Grabe heraus wachsen sie." —

Sie brach zusammen. Vor dem Altare lag sie — ohne Bewusstsein. Entschlossene Männer trugen sie aus dem Gotteshaus hinaus. Darauf wurde die schöne Bäuerin Anna nach ihrem Besitztum gebracht. —

Der Arzt konstatierte einen schweren, hysterischen Anfall, vorbereitet durch lange vorhergehende Angstzustände, wahrscheinlich Gewissensqualen, ausgebrochen durch den fürchterlichen Schrecken, den die Frau erlitt, als sie den Grabhügel des verstorbenen Mannes mit giftigen Pilzen bedeckt fand.

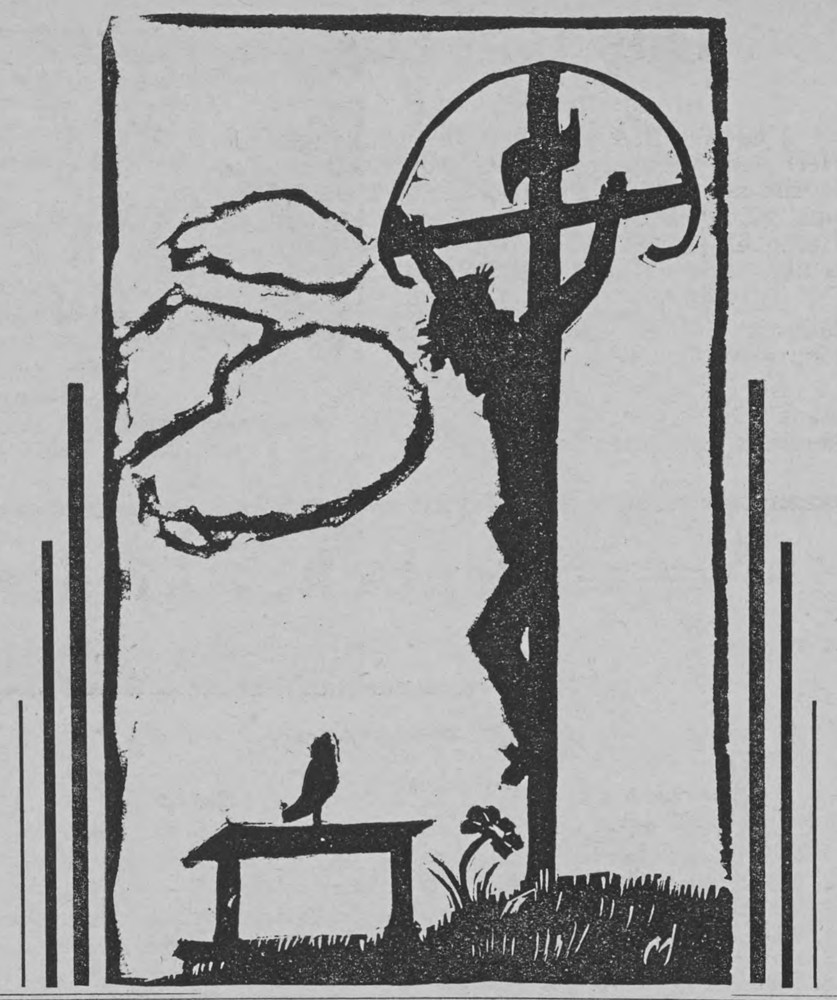
Vier Wochen später war die Bäuerin im Irrenhause. Verfolgungswahn. Unheilbar.

* * *

Der Knecht Georg wurde hauptsächlich auf die Anzeige von Franz Böhm betreffend des Liebesverhältnisses des Paares wegen dringenden Verdachtes der Beihilfe zum Giftmord in Haft genommen, musste aber aus Mangel an Beweisen schliesslich entlassen werden. Er zog nach der Stadt, betätigte sich politisch als Agitator in ländlichen Bezirken und wurde in der sozialistischen Regierungszeit Landrat in einem von Agrarbevölkerung bewohnten Kreise, weil er sich auf ländliche Verhältnisse so gut verstand.

Auf Atzels Grabe hat man nie wieder einen Pilz gesehen; dagegen ist es im Frühling mit Veilchen und Schneeglöckchen, im Sommer mit Heckenrosen und Nelken, im Herbst mit Astern geschmückt.

Das besorgt Franz Böhm.



———o———

## Der Landrichter—

(Schluss von Seite 9)

von der Stell', wo mi der Jaga g'sehen hab'n will. Dafür bin i doch zu Recht verurteilt worden und hab' mei' Straf' a richti abg'sess'n, Gnaden Herr Landrichter, so dass mir niemand mehr was vorhalt'n derf z'weg'n dera Sach'."

Der Sepp musste freigesprochen werden auf dieses amtlich anerkannte und beglaubigte, einwandfreie Alibi hin. Der Landrichter tobte wie wahnsinnig; er wusste ganz genau, dass der Sepp gewildert hatte; aber er war machtlos angesichts dieses verfluchten Alibi. Er war ihm ja selbst in die Falle gegangen.

Der Gerber Sprottel aber sagte nachher zum Sepp:

"Lump, elendiger, also dessentwegen hast du den Charaktervollen und Anständigen gespielt? Woasst, wenn i's Maul nöt halten müasst weg'n meiner selbst, i zoaget die ganz' Geschicht' an, nacha kannt'st d' a Jahrl brumma, du Tropf, du Gauner!

Und i dummer Teifi zahl 'n so anständig und geb' ihm glei an Hunderter, wie wenn er sich für mi g'opfert hätt'!"

# Dies und Das

(Schluss von Seite 3)

Und als Krone Seiner Geschenke gab der Herr dem Menschen die Unsterblichkeit der Seele und des Leibes. Ewig sollte der Mensch leben und glücklich sein. Ewig sollte er sich an der Heiligkeit Gottes berauschen, sollte er ihre Liebe trinken und sollte er ihre Seligkeit geniessen.

Da war nur eine einzige Bedingung: Der Mensch sollte nichts höher lieben und nichts mehr lobpreisen, das weniger ist als Gott.

Im Paradies aber, wo der Mensch lebte, da stand ein Baum. Es war das der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen.

An diesem Baume entschied sich der Mensch gegen Gott. Da begann er seine eigene Erkenntnis mehr zu lieben als das Kennen und das Wissen Gottes. An diesem Baume sagte der Mensch zum ersten Male, dass sein Wille ihm ein höheres und heiligeres Gesetz sei als das Gebot Gottes.

Und er ass gegen den Willen Gottes die verbotene Frucht. Mit der Frucht aber kamen Leid und Tränen und Not und Tod über ihn.

Erst erlöschte in ihm die übernatürliche Liebe zu Gott, und mit dieser Liebe verliess alles übernatürliche Leben seine Seele.

Dann traf ihn der Fluch Gottes, der ihn aus den Paradiesgarten vertrieb, hinein in ein Land, wo er im Schweisse seines Angesichtes sein tägliches Brot essen muss.

Und es lebte der Mensch unter diesem Fluche, in Tränen und Leid, bis der Herr auf Kalvaria den anderen Baum aufgestellt, den Baum der Erlösung durch die Sühneleiden des göttlichen Sohnes.

Seit der ersten Ostern aber, seit jenem Tage, an dem der Kreuzesmann auferstand aus dem Grabe des Todes und in ewiger Glorie vor die Menschen trat, ist wieder göttliches Leben unter uns. Und mit diesem Leben ist auch die Hoffnung da, dass einmal alles wieder so werde, wie Gott es am Anfang geplant und auch durchgeführt. Es wird der Mensch wieder auferstehen, durch die Kraft Christi, auferstehen zur Teilnahme am Leben und am Lieben Gottes und zu allen Herrlichkeiten, die mit diesem Leben und mit diesem Lieben eins sind.

Erfüllt von dieser Hoffnung schauen wir auch in diesem Jahre hinauf zum Kreuze des Karfreitags. Es ist dieses Kreuz kein Zeichen der Verlassenheit, es ist uns die frohe Schrift des Hoffens und des Harrens in Sicherheit. Und so wünschen wir allen, die da um uns leben und die weit fort von uns sind, allen, die da leiden und die sich heute schon der Gewissheit Christi freuen, ein frohes, gnadenreiches Osterfest.

Die Frucht des Baumes von Kalvaria heisst: Die Liebe Christi! Wer nach ihr greift und wer sie nimmt mit all' ihren Dornen und Nägeln und Opfern und Aengsten, der wird leben, so wahr wie Christus lebt. Das ist unser fester Glaube.

Der Schriftleiter.

# Ein gnadenreiches

# Osterfest

**wünscht allen Lesern,**

**Beförderern und**

**Mitarbeitern**

**der Schriftleiter**
**und der Verlag.**



## Gebet für unsere Kinder

Vater der Barmherzigkeit — du hast nach deinen ewigen Ratschlüssen die Menschen zu deiner Ehre erschaffen und ihnen ein ewiges Ziel gegeben. Wir danken dir für die Kinder, die deine göttliche Vorsehung uns anvertraut hat, damit wir sie für dich erziehen. Segne sie an Leib und Seele, beschütze sie in den Gefahren und Versuchungen des Lebens. Erhalte sie im wahren Glauben, und führe sie auf dem Wege der Frömmigkeit und Tugend zur ewigen Seligkeit, zu der du sie berufen hast.

Herr, wir sind schwache und kurzsichtige Menschen, darum sei du selber Vater über diese deine Kinder. Erleuchte sie bei der Wahl ihres Berufes und führe sie zu jenem Stande hin, in dem sie dir am besten dienen und ihr Heil am sichersten wirken können. Mit uns aber, Herr, sei deine Gnade immerdar. Hilf uns, in der Erziehung unserer Kinder die heilige Pflicht erfüllen, die du uns auferlegt hast, damit wir in deinem Gerichte bestehen und einst im himmlischen Vaterlande mit unseren Kindern dich ewig schauen und preisen mögen.

Maria, du Mutter der göttlichen Gnade, nimm dich unserer Kinder an, du bist ja auch ihre Mutter.

Heiliger Schutzengel, wach über sie, wo unser Auge sie nicht überwachen kann. Sprecht zu ihren Seelen, wo unsere Warnungsstimme sie nicht mehr erreicht. Führt sie durch das Dunkel dieses Lebens zu einem seligen Tode und zu eurer ewigen Gemeinschaft im Himmelreiche.

Amen.

# ES FIEL EIN REIF

**Roman von Henriette Brey**

(Fortsetzung)

Von seiner Schwester Martha, die seit Jahren verschollen war, hatte er manches Dunkle, Schlimme erfahren.

Und dann war da eine von ihr vergessene Schachtel, in der er Briefe gefunden hatte — Briefe, die an sie gerichtet waren. Verführerbriefe . . . gleissend, betörend.

Und Bücher hatte er in der Schachtel gefunden — Bücher, die scheu und verstohlen gelesen werden; die keine Scham und kein Geheimnis kennen . . . aus denen der Fäulnishauch der Sünde emporsteigt . . .

Wenn Lorenz auch Nächte lang mit heissen Wangen und tiefliegenden Augen und fiebernden Pulsen auf dem Strohsack im engen Verschlag neben dem Ziegenstall lag und mit den Bildern seiner aufgepeitschten Phantasie kämpfte — wenn auch ein dunkles Etwas in ihm sich noch auflehnte gegen den Aergernisgeber, an dessen Hals ein Mühlstein gehört hätte: dennoch zog es ihn immer wieder zu seinem "Freunde" hin. Die Frucht vom Baume der Erkenntnis hatte sich ihm entschleiert.

* * *

In wenigen Wochen sollte Lorenz Graf, der nun vierzehn Jahre geworden war, zum Steffensbauern ziehen — sehr gegen seinen Willen.

Aber es kam anders.

Eines Tages entwendete er heimlich den Monatslohn, den Hannes Lohmann für die Arbeit der ganzen Familie aus der Stadt mitbrachte. Als er seinen jüngsten Pflegebruder, der ihn dabei überraschte und beim Vater verklagte, vor Wut halb tot schlug... als er dann noch das Spritzenhaus, in das man ihn sperrte, anzuzünden versuchte — da wurde es den Gemeindevätern doch angst und bange. Der Steffensbauer weigerte sich entschieden, "so einen" in sein Haus zu nehmen.

Nein, es ging wirklich so nicht weiter! Strenge Zucht tat not.

Wären sie ihn nur erst los!

Eine Eingabe an das Gericht und an den Landesarmenverband ging ab — und kurze Zeit darauf wurde Lorenz Graf . . . in eine Besserungsanstalt gebracht.

Da würden sie den gemeingefährlichen Jungen durch Hunger und Prügel schon zur Vernunft bringen, meinten die biedern Dörfler. Und sie selbst hatten ihn wenigstens vom Halse.

Ob Hunger und Prügel einen verzweifelten und verbitterten Menschen wohl zur Vernunft bringen können?

Vermögen Hagelkörner erfrorene und geknickte Blüten aufzurichten?

Zwei Aufseher der Anstalt holten eines Morgens den Zögling ab.

Er ging ohne Abschiedswort, ohne Laut, mit zusammengebissenen Zähnen.

Einen letzten Blick warf er im Fortgehen rückwärts zu dem kleinen Gärtchen des Schustertoni. Stand darinnen ein weisses Blütenbäumchen. Gestern hatte es noch wie ein holdes Wunder da gestanden in schleierweissem Brautschmuck — heute hingen die Blüten schwarz und verdorrt herab . . . Es war in der Nacht ein Reif gefallen.

**14.**

Ueber den Oktoberhimmel stürmte ein Zug wilder Vögel nach Süden. Weisse Wolken, wie gespannte Segel, fuhren eilends dahin und schienen sie noch anzutreiben. Und der Wind orgelte dazu sein Sturmlied und zauste übermütig die gelichteten Kronen der Ulmen und Buchen, dass die welken Blätter wie ein Schwarm leuchtendgelber Schmetterlinge durcheinander schwirrten. Ueber die kiesbestreuten, gepflegten Parkwege, über den noch tiefgrünen kurzgeschorenen Rasen jagte der Wind die müden Sommervögel, dass sie immer wieder auftaumelten und in zuckendem Stolpern dahinraschelten.

Doktor Hassenbrink, der Direktor der "Erziehungsanstalt," wie offiziell das Besserungshaus getauft war, stand am Fenster des Konferenzzimmers und sah in das Treiben des Windes, der dem erschauernden Park die letzten Fetzen seines goldroten Brokatmantels von den Schultern riss.

Wie kahl die Bäume standen! Und fast alles Strauchwerk schon entblättert! Fröstelnd duckte sich drüben ein buntes Asternbeet zusammen. Aber dort von der Mauer her leuchtete noch sieghaft der Dahlien jauchzende Schönheit.

Der Direktor fuhr mit der Hand über sein kurz geschorenes, dichtes Haar, das wie weisser Plüsch aufrecht stand. Ein geringschätziger Zug

ging über das straffe, beherrschte Gesicht mit den kühlen grauen Augen.

"Ja, die schönen Dahlien! Das protzt mit Prunk und Pracht, als gäb's ein ewiges Blühen. Eine einzige Reifnacht — dann ist's vorbei mit der Schönheit!"

Zwei Zöglinge kamen draussen mit Rechen und Schiebkarren daher und begannen auf dem Platz gerade vor seinem Zimmer das welke Laub zusammenzuharken. Es waren grosse und starke Burschen, wohl nicht weit von zwanzig Jahren. Sie hatten leicht geschwärzte Gesichter, wie Schmiede sie haben, aus denen das Weisse der Augen grell abstach.

Sie lachten und schwatzten miteinander und beeilten sich durchaus nicht mit der Arbeit. Als sie den Direktor bemerkten, wiesen sie auf ihn hin, tuschelten zusammen und brachen in höhnisches Lachen aus, wie es ihm schien.

Direktor Hassenbrink faltete die Stirn. "Der Rudolf Henseler und Ludwig ter Meer! Die müssen doch jetzt in der Schlosserei sein? Und was haben die Kerle zu lachen?

Eben wollte er das Fenster aufreissen, um sie anzurufen, da klopfte es kurz und einer der Lehrer trat eilig ein.

"Verzeihung, Herr Direktor — aber ich muss Ihnen zu meinem Bedauern schon wieder einen Fluchtversuch des Lorenz Graf melden! Gestern abend spät oder diese Nacht ist er . . ."

Erregt fuhr der Direktor herum.

"Lorenz Graf? Schon wieder der? Zum Kuckuck mit dem Bengel! Das ist mindestens schon das dritte oder vierte Mal in den zwei Jahren! Da muss es doch an der Aufsicht gefehlt haben, Herr Ingepoort! Wer hatte die Aufsicht?"

Er zwirbelte erregt den Schnurrbart. Seine Stimme klang scharf.

"Ich nicht, Herr Direktor," verwahrte sich der Lehrer empfindlich. "Die beiden Aufseher Goezen und Blank hatten Dienst."

"Gut. Lassen Sie mir den Burschen zuführen, Diesmal soll er nicht so gelinde davonkommen. Ohne Isolierzelle geht's nicht ab."

"Bitte um Entschuldigung — der Bursche ist leider fort."

"Sie sagten Flucht v e r s u c h , Herr Lehrer!" rief der Direktor ungeduldig.

"Ich habe mich nicht ganz korrekt ausgedrückt, Herr Direktor. Diesmal ist die Flucht bedauerlicherweise gelungen."

"Und das in m e i n e r Anstalt! In meiner Anstalt!" rief der Direktor aufgebracht und lief erregt durch's Zimmer. "Der ganze Ruf geht ja zum Kuckuck, wenn so was dauernd sich wiederholt! Wie hat er das denn nur angefangen?"

Der Lehrer zuckte die Achseln. "Wie gesagt, schon gestern abend oder in der Nacht. Er bat um die Erlaubnis, früher schlafen gehen zu dürfen, er habe Kopfschmerzen; was ihm auch bewilligt wurde. Dann muss er durch das seitliche Parkmauerpförtchen entwichen sein. Wahrscheinlich dem Komödiantenwagen mit fahrendem Volk nach — es fuhren ja gestern einige hier vorbei. Henseler und ter Meer hatten ihm in der Schlosserei einen Nachtschlüssel gemacht, wie sich jetzt nachträglich herausstellt."

Einen zornigen Blick warf der Direktor durch's Fenster auf die beiden. Ah, darum ihr schadenfrohes Lachen!

"Unbegreiflich übrigens, was den Graf immer forttreibt! Hat's doch hier besser als zu Hause."

Lehrer Ingenpoort zuckte die Schultern. "Da ist nichts zu machen. Steckt ihm im Blut. Vagabundenblut! Das ist, wie wenn im Herbst die Vögel wandern . . . da stösst sich der gefangene Vogel im Käfig die Schwingen wund und möchte mit. Verzeihen Herr Direktor den etwas abgenutzten Vergleich — er liegt so nahe," schloss der Lehrer und wies mit der Hand auf den keilförmigen Kranichzug, der oben in der Luft mit "Krah! Krah!" vorübersegelte . . .

"Käfig?" gab der Direktor gereizt zurück. "In der Tat, ein geschmackvoller Vergleich! Meine Zöglinge sind in keinem Käfig gefangen. Sie sollen sich hier heimisch fühlen, Herr Lehrer! Die Anstalt soll ihnen eine Heimat sein!"

Ein unmerkliches Lächeln glitt um des Lehrers schmalen Mund. Heimat im Gefängnis?

"Gewiss, gewiss, Herr Direktor. Aber der Graf ist eben ein widerspenstiger Mensch, der die grosse Wohltat, die ihm geschieht, gar nicht einsehen will."

Misstrauisch sah Direktor Hassenbrink den Sprechenden an. War das etwa Hohn?

Nervös trommelte er auf den Tisch.

"Also gut. Lassen Sie sofort die abkömmlichen Aufseher die Umgegend und das Wäldchen absuchen. Ich werde inzwischen unverzüglich den Draht nach allen Seiten spielen lassen. Wir werden den Flüchtling schon wieder kriegen. Weit kann er ja nicht sein. Müssen dem wanderlustigen Vogel mal ein wenig die Schwingen beschneiden!"

* * *

Ehe die Sonne des folgenden Tages hinter den Blutbuchen des Parkes untersank und deren letzte Blätter in blutende Herzen wandelte, war der Ausreisser wieder eingefangen. Und hatte man ihm die Flügel gestutzt.

Mit trotzigem Gesicht stand Lorenz Graf vor dem Direktor und liess dessen Strafrede so unbewegt über sich ergehen, wie wenn Regen über ein Felsstück herabrieselt.

Seine Kiefer waren fest aufeinandergebissen; keinen Laut liess er sich entreissen; auch nicht, als der Direktor ratloss einen väterlich-gütigen Ton anschlug.

Die düstern Augen sahen über den Vorgesetzten hinweg durch das Fenster ins Weite — mit unstillbarem Fernweh im Blick. Ah, wer mit dem Sturm könnte! . . .

In seinem Kopf gingen immer ein paar Verse rum, die er vor einigen Tagen in einem Buche

gelesen hatte, und die auch von einem Niemandskind handelten:

"Ein Findling, weint er, an dürrer Halde,
Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde . . ."

Seufzend gab Herr Hassenbrink zuletzt seine Befehle — und Lorenz Graf wurde in die Isolierzelle abgeführt.

Man musste doch die Zügel etwas straffer anziehen. Im Blick des ungebärdigen Burschen stand's ja geschrieben: "Und ich tu es doch wieder!"

Ein überaus schwieriger Charakter, dieser Lorenz Graf! Nun, man musste ein scharfes Auge auf ihn haben!

## 15.

In der schweigenden Einsamkeit der Isolierzelle brütete Lorenz Graf vor sich hin.

Er hatte anfangs wie betäubt da gehockt. Dann war es über ihn hergeflammt wie rasende Erbitterung. Er hatte gebrüllt und getobt.

Doch nicht lange. Wozu? Das half ja alles nichts. Er war ja ohnmächtig, rechtlos.

Sein Vater der Sturmwind, seine Mutter die Nacht,
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde!

Nein, wilde Vögel waren wenigstens frei! Nicht hinters Gitter gesperrt wie er!

Hah, wenn's geglückt wäre! Beinahe wär's geglückt! Dann zöge er mit dem fahrenden Volk durch die Welt. "Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Freude..." so hatten sie gesungen, als er vor einigen Tagen die verlockenden grünen Wagen vorüberfahren sah — und die schönen Pferde und Pudel . . . und die Männer und Frauen in seltsam bunten Gewändern, in Sammet und Goldborden. Und auf dem Wagendache sass eine Dohle und pfiff: "So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!"

Da hatte es ihn nicht mehr gehalten. Rosamunde! Rosamunde! . . . Er musste dem Wagen nach! Den Schlüssel hatte er ja längst. Seine Sehnsucht flatterte ungestüm gegen die Gitterstäbe,

Sein Vater der Sturmwind, seine Mutter die Nacht,
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde!

Nun hatten sie den wilden Vogel wieder in den Käfig gesperrt!

Er presste die Fäuste gegen die Schläfen und stöhnte dumpf. Dann hob er den Kopf und sann gequält.

Ein Käfig?... Anfangs war sie ihm nicht so erschienen, die schön gebaute, geräumige Anstalt mit den luftigen Sälen und Schulräumen und Werkstätten, mit dem prächtigen Park und den zugehörigen Wiesen und Feldern ringsum, die von den Zöglingen bearbeitet wurden — freilich unter strengster Aufsicht, von Aufsehern bewacht.

Dem Kinde der Armut war's eine neue Welt gewesen, eine Welt der Ordnung und Gerechtigkeit. Wie verzaubert war er sich vorgekommen — fast wollten die Märchenvorstellungen seiner Kindheit aufwachen. Er hatte ein gutes Bett, Wärme, Sauberkeit, heile Kleider, gutes Essen und sonst mancherlei. Er durfte das Schreinerhandwerk erlernen. Sogar sein kühnster Traum erfüllte sich: er bekam nach Jahresfrist eine Flöte!

Und dennoch — dennoch . . .

Schon bald empfand er Wohltat als unwillig ertragenen, ja verhassten Zwang. Immer unter Aufsicht, alles Tun und Nichttun, jeder kleinste Schritt geregelt, in Formen gepresst, von Vorschriften und Verboten eingeschnürt! Ueber den ganzen Tag und jede Stunde standen gleichsam zahllose Tafeln mit aufreizendem "Du sollst!", "Du musst!", "Du darfst nicht!" Jede Minute kontrolliert, von fremden Augen beobachtet — die den Zöglingen wie die Augen ebensovieler Gegner erschienen.

Es gab kein Schweifen mehr durch Wald und Wiese, kein ungestraftes Aufbrausen und Sichrächen. Ueberall Gitterstäbe, wirkliche und unsichtbare; überall Stacheln und Warnungstafeln. Wie konnte da ein Heimatgefühl erwachsen?

Gewiss, es war auch Religionsunterricht. Zum erstenmal in seinem Leben erfuhr Lorenz Graf so recht eigentlich Näheres von heiligen und göttlichen Dingen und Beziehungen. Und manchmal war es dann, als wolle etwas anfangen zu blühen. Oder wenigstens als rege sich tief unter der Eiskruste seines Herzens etwas — — wie im Winter der Bach unter dem gläsernen Sargdeckel des Eises scheintot liegt , . . aber ganz, ganz in der Tiefe, da rieselt und quillt es leise, leise. Und möchte zum Licht und wartet nur auf das belebende Allmachtwort der Sonne: der Liebe, die eine Wüste zum Narzissenfeld umzuschaffen vermag! . . .

Ja, manchmal war es dem Heimatlosen so; und er lauschte wie dem Klange aus einer andern Welt. Einer reineren Welt.

Und es kam über ihn, dass er zur Nacht heimlich in sein Kissen schluchzte mit hartem, trockenem Stossen. Und verwundert nach innen horchte, was sich da begeben wollte.

Aber es begab sich nichts. Keiner weckte seine Seele.

An der Stelle des Anstaltspfarrers Wrede hätte ein Feuerbrand, ein Apostel der Liebe stehen müssen, der durch sieben Abgründe hindurch aus der untersten Tiefe das letzte Gute heraufholte und ins Licht stellte — der auch den Heillosesten mit sich emporriss! Dessen Worte wären wie Pflugscharen — wie Heimatglocken und Locken des guten Hirten. Hätte einer mit Heilandshänden und einem Heilandsherzen stehen müssen — nicht ein "wohlmeinender" Mann des braven Durchschnitts, der gewissenhaft und eifrig seinen Anvertrauten die vorgeschriebenen Religionskenntnisse beibrachte und im übrigen sich

ziemlich hilflos fühlte gegenüber diesen widerspenstigen, höhnisch grinsenden Burschen.

Nein, Pfarrer Wrede war kein Seelenkundiger und Erwecker. Niemand kann geben, was er selbst nicht hat!

Und so glitten ihm auch die, bei denen ein Tiefergraben verschüttete Fruchterde zu Tage gefördert hätte, aus den Händen.

Heimatlose, verflogene Seelen.

Und dann . . . und dann . . . Es lag in der Luft etwas — es kreiste verborgen etwas . . .

Eine Besserungsanstalt war wie ein Sammelbecken trüber Wässerlein und abwegiger Rinnsale. Viele dieser Rinnsale stammten aus unreinen Quellen; manche aus Sümpfen und morastigem Grund. Manche ursprünglich reine hatten den Weg durch Pfützen genommen und führten Schlamm und giftige Ausdünstungen mit sich — oder durch Schutt und Oedland und schleppten Geröll und Steine im Grund.

Und das alles rann zusammen und durchdrang sich gegenseitig. Da konnten auch die besten Dämme, die sorgsamste Sonderung und Hemmung und Aufsicht nicht hindern, dass schlimme Einflüsse von einigen ihre Kreise zogen.

Es gab trotz allem eine Verständigung unter ihnen; es gab eine Augen- und Zeichensprache, allerlei Kniffe und Täuschungen der Vorgesetzten, Zettelchen und geheimes Zusammenkommen.

Und Hefte, die heimlich wanderten und überall in den Seelen ihre Schleimspuren zurückliessen . . .

Was Karl Böhmer noch zu tun übrig gelassen hatte, das vollendeten an dem misshandelten Menschentum des Lorenz Graf seine hiesigen "Freunde" . . .

Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde.

Der Einsame presste die Fäuste an die Schläfen und stöhnte in verbissenem Grimm. Dann sprang er auf und stiess in plötzlicher Wut den Teller mit seinem Essen und den gefüllten Tonkrug vom Tisch herunter, so dass letzterer zerbarst und die dicke Suppe langsam auf dem Fussboden fortkroch. Er stampfte mit dem Fuss hinein, schleuderte die Scherben fort und stellte sich ans Fenster.

Durch die Gitterstäbe ging sein flackernder Blick über die Parkwipfel hinweg. Dort, nach jener Richtung hin, lag seine Heimat . . .

Heimat? Er lachte höhnisch.

Wie fressendes Feuer hatten all die Jahre Erbitterung und Hass in ihm gebohrt. Ah! er würde ihnen schon zurückzahlen, die ihn um Heimat und Kindesglück und Unschuld betrogen hatten! Die ihm Jahre seines Lebens stahlen und ihn einsperrten wie ein gemeingefährliches Tier!

Wäre er nur erst aus dem Kasten heraus!

Noch ein paar Jahre. Die konnte er schon noch aushalten. Wenn bloss nicht das "Arbeitshaus" nachfolgte, wie der Direktor ihm schon zweimal angedroht hatte — bloss wegen der paar lumpigen Mark, die er dem Stanislaus Polinski aus dem Spind stiebitzte. So ein Wesens davon zu machen! Rein zum Lachen!

Er wühlte in seinen Taschen und brachte neben Haken, Draht, Schlüssel, Kordeln und Messer zwei Streichholzdöschen zum Vorschein.

Mit tückischem Gesichtsausdruck starrte er darauf. Hah, wenn erst die Stunde der Vergeltung da war! Einmal kam sie! Einmal! Dann sollten sie es erfahren, die ihn als giftiges Gewürm von sich geschleudert hatten, dass auch der Wurm sich wehrt, wenn er zertreten wird!

Zuerst würde er dem Hannes Lohmann, in dessen dumpfer Stube ohne Luft und Licht er sich die Finger blutig gearbeitet hatte, der ihn ausgesaugt hatte wie ein Vampir, den roten Hahn auf's Dach setzen! Dann kam der Bauer Distelkamp an die Reihe — und der Müllersepp — und der Steger Valentin. Und noch viele . . .

O er hatte ein gutes Gedächtnis! Mit glühender Schrift war all das Schlimme in ihm eingebrannt — er vergass nichts . . .

Aber er konnte warten — warten.

* * *

Die Stunde kam endlich, da der Käfig sich um einen Spalt auftat. Aber — der wilde Vogel durfte noch nicht in die Freiheit entwischen, sondern wurde in einen noch engeren gesperrt. Denn einen Menschen, dem das Eigentum anderer nicht "heilig" war, durfte man doch nicht auf die ehrenhafte Gesellschaft loslassen!

Doch auch die Jahre im Arbeitshaus rannen in zähflüssigen Tropfenfall in den Strom des Gewesenen.

Und eines heissen Sommertags ging Lorenz Graf über die Landstrasse, los und ledig der Aufsicht, frei wie die grauen Spatzenvagabunden, die dort im Kirschbaum dreist lärmten und schilpten.

Unwillkürlich sah er sich manchmal um, ob ihm kein Aufseher folgte, ob keiner barsch ihn anrief.

Was nun? . . . Ja, was nun? — Wenn doch jetzt Musikanten kämen, oder nur ein grüner Wagen mit fahrendem Volk!

Nein — zuvor hatte er noch eine Arbeit zu verrichten, haha! — —

Einen Tag später stand Lorenz Graf auf dem städtischen Armenfriedhof vor dem verwahrlosten Grab der armen Suse, das längst eingesunken war, darauf wilde Brombeerranken und gelbblumiges Schöllkraut wucherten.

Der Schustertoni hatte früher den Knaben einmal mitgenommen und mit Mühe das Grab ausfindig gemacht, nachdem der Totengräber lange in seinen Registern geblättert hatte. Die Nummer des Pfahles, der aus der Erde ragte, hatte Lorenz sich gemerkt; auch kannte er das Grab wieder an dem roten Rosenstrauch, der zu Häupten des Nachbargrabes stand und zuweilen mitleidig ein paar Blütenblätter wie Herzbluttropfen

auf die Ruhestätte der Vergessenen herüberwehte.

Stumm starrte Lorenz auf das Grab der Mutter herab, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt. Seine Finger krampften sich ineinander. Aber er betete nicht. Er weinte auch nicht. Bloss die Nasenflügel zuckten. Schwer ging sein Atem.

Grauverdorrtes Grass deckte nur stellenweise den harten Lehmboden, der in der sengenden Hitze der letzten Woche rissig und schrundig aufgesprungen war. Ein paar klaffende Sprünge gingen mitten über das Grab . . . wie Wunden — und es war, als käme aus den Klüften und Spalten das wehe Seufzen der Toten aus der Tiefe. Als müsste gleich ihre Hand aus der Erde sich recken und nach ihrem Kinde tasten.

Ein Goldkäfer kroch aus dem Spalt und lief eilig zu einem andern klaffenden Sprung, in dem er verschwand. Leiser regten sich die schon braun gebrannten Blätter der Brombeerranken. Zikaden zirpten; eine Biene summte verschlafen über dem grellen Gelb der Schöllkrautblüten — sie konnte aus giftigen Blumen Honig saugen.

Lorenz bückte sich und riss mit einem heftigen Ruck das Schöllkraut aus, warf es auf die Erde und zertrat es mit dem Fuss, dass der gelbe Milchsaft herausquoll.

Er sah starr darauf hin; dann zuckte er zusammen und nahm ein noch unversehrtes Zweiglein der Giftblüten auf — die vielleicht ihre Nahrung gesogen hatten aus den zerfallenen Resten der Toten, . . . vielleicht aus ihrem Herzblut . . .

"Mutter," murmelte der junge Mensch erstickt und deckte einen Augenblick sein Gesicht mit dem gebogenen Arm. "Schlaf ruhig . . . ich räche dich und mich — —. Und jetzt an die Arbeit!"

Er wandte sich rasch und ging mit langen Schritten davon.

— — — — — — — — — — — — —

Lorenz Graf hatte seine "Arbeit" erst halb getan — da ereilte ihn bei der noch rauchenden Brandstätte des Hannes Lohmann, die er nachts schadenfroh umschlich, schon die strafende Gerechtigkeit. Und dieselbe Welt, die ihn ehemals verleugnete und ausser Recht und Gemeinschaft stellte, erinnerte sich jetzt plötzlich ihres schwerverletzten Gesetzes und warf den "Verbrecher" auf Jahre hinaus ins Zuchthaus.

### 16.

Strassen hat die Welt, vier Strassen,
Offen seit viel tausend Jahren.
Blas' ich eine Federflocke —
Wo sie fliegt, da kann ich fahren.

(Weber, Dreizehnlinden.)

Grau und nüchtern dämmerte ein nasskalter Februarmorgen. Von den kahlen Bäumen tropfte der Regen. Die wenigen Fussgänger, welche die Strassen dieses abgelegenen Stadtteils durchquerten, eilten fröstelnd mit hochgeschlagenem Kragen über das holprige Pflaster.

Acht Uhr schlug es von der nahen, vom Nebel verschleierten Stadtkirche. Da öffnete sich ein riesiges schwarzes, in die meterdicke Mauer eines düstern Gebäudes eingelassenes Tor, liess einen Menschen heraus und schlug mit dröhnendem Klirren wieder zu.

Ein paar unsichere Schritte tat der junge Mensch über die Strasse, als müsse er sich erst an den freien Gebrauch seiner Glieder gewöhnen. Dann dehnte er steif die Arme, liess sie aber plötzlich schlaff herabsinken und lehnte sich schwer atmend gegen einen Laternenpfosten.

Die kaltzugige Luft hier draussen machte ihn schwindlig. Er hatte zu lange nur dumpfe Zuchthausluft geatmet; höchstens in einem engen, mauerumschlossenen Hof durften die Sträflinge sich ergehen.

Bleich und hager war er, mit vornübergebeugten Schultern und flacher Brust, mit einem hohlen Husten und tiefliegenden Augen, in denen ein heimliches Feuer glühte.

Das hatten die Zuchthausjahre aus Lorenz Graf gemacht!

Nun stand er und schaute wie abwesend auf den finsterdrohenden Bau mit den vergitterten Fensteröffnungen.

Die Hölle hatte eines ihrer Opfer ausgespieen! Ob sie es zurückforderte?

Eine Hölle war es. Mit dem Abschaum der Menschheit war Lorenz zusammengewürfelt worden. Was Karl Böhmer, was Besserungsanstalt und Arbeitshaus ihn noch nicht gelehrt hatten, das lernte er dort von alten und jungen Verbrechern, mit denen der tägliche "Spaziergang" im Gefängnishof ihn zusammenbrachte.

Seine Augen flackerten auf und irrten über die mit starken Eisenstäben verwahrten Maueröffnungen. Dort an der linken Ecke, das dritte oder vierte der Löcher, da musste seine Zelle gewesen sein; denn von dort konnte man ein Stück vom Wipfel des Baumes sehen, der in der Nähe emporreckte — der im Lenz ein weisses Wunder war, im Sommer eine Insel Grün, im Herbst flatterndes gelbes und rotes Gold, im Winter ein dürrschwarzes Astgewirr.

Wie oft hatte der Sträfling vor der hochgelegenen Fensteröffnung gestanden, Stunde um Stunde, und zu dem Stückchen Baum emporgeschaut! Hatte gespannt beobachtet, wie die dickgeschwollenen klebrigen Blatthüllen aufsprangen, zartgrüne Fähnlein herausquollen, sich dehnten, Licht tranken, ihr Blattgeknitter in der Sonne badeten und zu straffer grüner Seide spannten. Sah, wie das weisse Blütengeflock leuchtete — — und so machmal fiel ein Reif darauf . . . ein Reif . . . wie auf . . .

Da konnte er niemals weiter hinauf schauen. Seine Augen hatten zu sehr gebrannt . . .

(Fortsetzung folgt)

# MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. April 1946 No. 7


## Easter Message

"We need to bring God back into human affairs. We have in a great measure excluded Him from the major activities in which man spends most of his waking hours. Business, education, politics, and social activities occupy most of his time. This exclusion is on the plea that the doctrine of the lowly Nazarene is not practical. The modern man thinks business cannot be run on lines of strict justice and charity and be successful. In many cases he is the victim of circumstances in this regard. It is not that he would like to be crooked, but the very world in which he lives makes it difficult for him to be anything else. If moral reform is to be effected in society it must be precisely in these major social activities. It cannot be brought about by just being religious on Sunday. This can be a great hypocrisy; it can be a whitewash and a badge of respectability. It can be a paen of thanksgiving for man's ability to exploit his fellows and get the prestige of being successful. We shall have to get back to the injunction of St. Paul: "All whatsoever you do in word or in work, all things do ye in the name of the Lord Jesus Christ, giving thanks to God and the Father by Him."

We have not only excluded God from the workaday world, but we have also excluded Him from our thinking and our philosophy. For the absolute we have substituted the relative. Man, in many modern philosophies, is the measure of all things. Even religion is conceived in terms of psychic experiences. Everything else follows this. Laws are purely man-made and thus may be the whims of individuals. We shall have to get back to the absolute as the norm of human conduct. We shall have to discipline ourselves and square our every thought, word, and action with the absolute, eternal norm of truth. It is not what we like that should be our guide, but the eternal will of God as manifested to us through Our Lord Jesus Christ.

We are paying the price of our bad philosophy. We behold a drooping and bleeding world. Black night is upon us. Might and brutality have threatened to trample down all the fine things of life which we cherish. The prospect of re-establishing virtue and religion in the world looks black at the moment. Yet there is hope.

This is Easter Sunday. This is the day on which we celebrate the resurrection of Our Lord Jesus Christ. It is the triumph of eternal Truth. When man had done his worst, Christ, despising any human means, as if to show us the omnipotence of God, comes forth gloriously from the tomb. This is as if He wanted to tell us that in the last analysis, virtue, will always triumph. We can take heart because we know that God is powerful enough to make it always so.

## CONTENTS




The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

There can be nothing more salutary for the Canadian people on this great day when we celebrate the events that are the foundation of our Christian belief than to form the resolution that we will take virtue and goodness as our portion in life—our great national objective. This belief in God and His omnipotence will give us the courage and the fortitude to endure the sufferings of this terrible time. Above all, it will give us the wisdom to lay the right foundation for the future.

Under the dynamics of this powerful belief barbaric human nature has, during the last 1900 years, been gradually mollified and elevated. In the modern age, however, the world has taken too much for granted. Men have been living in the afterglow of Christianity. They have overlooked the long struggle whereby under the purifying influence of Christianity, men and society have become humane. As a consequence, large sectors of the population of the Western world have abandoned God. This is the root cause of our trouble. From these neopagans have come the monstrous leaders who have precipitated the present fratiricidal strife.

It is common sense that in order to avoid such a tragedy in the future, we must lay a foundation of righteousness and like the Royal Psalmist David take God for our inheritance in life. "The Lord is the portion of my inheritance and of my cup: it is thou that wilt restore my inheritance to me,"

We are thankful that in the whole course of our Canadian history we have had a religious and a pious people. God meant in a special way that the Canadian people should be good. He showed it in the very creation of the land we have inherited. Canada is a great terrestrial cathedral. The mosaic of the Maritimes is its facade. Its nave and aisles are the long corridors of Quebec and Ontario. Its transept is the great prairie provinces. Its sanctuary is the coastal province of British Columbia. Its high altar is the Rocky Mountains over which hangs the white baldachino of its snowy peaks. The colorful background of this sanctuary is the verdant slopes of the west coast merging into the calm and blue Pacific. We are living in a terrestrial temple. To keep it undefiled and exclude everything that is unholy—this is our manifest historic destiny."

(The New Order, The Antigonish Way, 10th Address).

Communism and Socialism want to take away private property and divide it up among men so that each one will have an equal share. They say that the equal sharing of wealth is the only basis of equality and comradeship. How can their plan be put into execution? And then—if sharing property and wealth is the basis of comradeship, brotherhood, and equality, then would thieves and robbers not be brothers? Do they not share and divide equally among themselves?

The way out is not to take property away from Peter to give it to Paul: it is to make it possible for both Peter and Paul to have their own property, and to make it impossible for the outsider to steal it away from them.

## AMUSING

They say the first time a Scotsman used free air in a garage he blew out four tires.

—:—

A Kansas editor's definition of a woman is someone who reaches for a chair when answering the telephone.

—:—

Many a wife has made her own marital grave with a series of little digs.

—:—

She was a good secretary, but clock-eyed.

—:—

A man wrote Senator Vandenberg, suggesting that the Rocky Mountains be levelled off. The project has merit, but the Administration does not feel that it is costly enough to be practical.

—:—

On Broadway, a friend is a guy who has the same enemies you have.

—:—

Traffic sign in Pennsylvania village: Slow. No hospital.

—:—

Nowadays a woman looks in the mirror to be sure her hat isn't on straight.

—:—

Their affair is merely plutonic.

—:—

The Japanese national hobby: Collecting China.

—:—

Instead of measuring our highways in miles, we should measure them in killometers.

—:—

Collegiate viewpoint: It isn't the girl that counts, it's what she stands for.

—:—

Washington should be referred to as The City of Bureauful.

—:—

Hollywood motto: Marry in haste and repeat at leisure.

—:—

This year's income taxpayers feel they are being fined for reckless thriving.

# THE EUCHARIST

By ROBERT BIASIOLLI, O.M.I.

**The Holy Eucharist has brought light and life to the onetime pagan Eskimo whose home is in the barren wastelands beyond the Arctic Circle.**

★ ★ ★ ★ ★ ★

THE Eskimo language does not deal with abstractions; it pictures everything in concrete images. Descriptive adjectives are a luxury seldom, if ever, indulged in. If the Eskimo wants to say that the sun is red, he says that the sun is a little bit like blood. He will not say that Jesus has a human soul, but that Jesus has a soul like a man. From this you may gather that the Eucharist, carrying so much in itself that has no real equivalent in nature to compare it with, presents quite a difficulty.

This famine of adjectives forces the missioner to be very graphic in his speech, but it is not without its compensations; for once truth has been fixed in the Eskimo mind, it will not easily be dislodged. The doctrine of the Real Presence, for example, has a very decided advantage over the virtual presence taught by the Anglican minister. To the Eskimo mind, Christ is present in the consecrated Host or He is not. The half-way expositions of heresy lack realness.

I have found that the idea of food is the best Eskimo approach to the Eucharist, food for the better part of man, the soul—an approach our Lord Himself used to open the understanding of the Jews. The Eskimo's life interest centers around food. His activities are wholly taken up with procuring food for himself and his family. He eats to live and to keep warm. His mind leaps easily enough from the all-necessary food for this soul; hence the word used to bring home to him the idea of Communion means something to give nourishment without being swallowed.

The simplicity of this procedure by comparison presents a problem: the Eskimo mind does not as a rule detect the limp in a comparison but pushes it to its last detail. The more food for his body, the better; therefore, the more food for the soul, the better. If not duly warned, the new convert may forget ecclesiastical restrictions and receive Communion two or three times a day.

Another argument that scores with the Eskimo in convincing him of the possibility of the Real Presence is the one taken from God the Creator, which in Eskimo means "a Person who makes land." Bigness is much more real and difficult to the Eskimo than smallness, however completex a small thing may be. If God can make the whole earth, there is no reason why He cannot make Himself in the tiny Host.

Faith is a gift, and God alone, who is the Giver, knows how it is received. At any rate, the life of the average Catholic Eskimo is standing evidence of the genuineness of his Eucharistic belief. When stopping at the mission post, he attends Mass on weekdays as well as Sundays, two or three of them if there are that many scheduled. All the missioner need do to gather a congregation is to ring the bell, and every Eskimo who is free and within hearing distance will make for church.

The Eskimo takes his Sunday obligations seriously. An eight to 15-mile trek to Mass on Sunday is the normal thing. Sunday for him is nothing but the Lord's day. He will attend the early lo wMass, stay on for the high Mass, enjoy tea and biscuits on the house, wait until the 3.30 Benediction of the Blessed Sacrament, and only then return home for the first square meal of that day. By the way, there are no collections for the simple reason there is nothing to collect.

Possibly the only time Eskimos get worried over spot-white cleanliness is in the preparation of a place for Mass. They think it no trouble at all to build a brand new igloo so that the priest may have a decent place to say Mass in; and I assure you that a freshly-built igloo is about the most immaculate place in the world. But it can also be cold. Mass wine is a problem; it cannot stand the low temperatures. It may congeal even during Mass. Many a time I have had to warm the chalice between the Consecration and Communion to prevent it from freezing. The rubrics of extending one's hands and joining them must often be ignored; the priest has to use what little heat is left in his hands to keep the chalice warm.

Frequent Communion is the common thing. If our Catholics happen to stay at the mission outpost for a few days, they may even receive daily. They clock their sacramental fast on the sun. I checked up on them, and they are almost living sundials, even when the sun sneaks up over the horizon only for an hour or two, or merely rims it with a glow. Some will decide whether they are entitled to Communion from the way their tummy feels—not always a perfect clock to go by, but accepted as good enough when you have nothing else.

Women will come to Communion with a youngster—some-

# IN ESKIMOLAND

times three or four years old—in a sack on their back. The little fellow often proves a nuisance. At Communion-time, unless he happens to be dozing off, he will stand up and crane his neck from right to left to see what is being done to his mother. That does not disturb her devotion in the least. But if the little one becomes overfidgety, she will very gently but firmly push him back to the bottom of the sack where he belongs.

In their own Fashion Eskimos are very respectful. An allowance must, of course, be made for their lack of 20th-century etiquette; but whatever is part of their code of good breeding is scrupulously observed in church. I have yet to see growups carry on conversation or misbehave in the presence of the Blessed Sacrament. I wish I could say as much of the children; but then they do not follow rules up here any more than they do in New York City.

And here is a privilege some of your hat-shy young ladies in Canada and the States may envy: Eskimo women do not wear hats in church. Every effort to make them do so has so far failed. The only heeadgear they boast of is the long flap that goes over the child-carrying bag on their back. Were they to cover their heads in church, they would smother the little fellow in the bag. And, of course, the daughters copy their mothers.

For all their lack of fine culture, these Eskimos give proofs of great fineness of feeling. I once had to take Communion to a sick woman. The igloo was a bit old and rather grimy, and I anticipated having to swallow my feelings while maneuvering the rubrics. Certainly, I would not find a fitting spot on which to lay the corporal. And for good measure of nuisances, the dogs would be there. Well, what do you think happened? The men built a nice new igloo and transported the woman there, so that our Lord might have a clean place to come into. Simple faith works miracles.

Once they have accepted Eucharistic teaching, the Eskimos take it seriously and live up to its practical consequences. Their reverence borders on the scrupulous. In chapels containing more than one altar, they will genuflect before each one in case Christ might be there. On Holy Thursday, they organize into groups and take turns before our Eucharistic Lord the whole day. When going on a hunting expedition, their last act before leaving, and their first upon returning, is to visit the Blessed Sacrament.

The Eskimo's sense of smell differs somewhat from ours. Not educated on sweet-scented flowers, his olfactory nerves have developed along rather odd lines. Burning incense does not appeal to him. A missioner was once asked why he put some of that smoking powder on the burning coals at Benediction.

"To give external expression to our adoration of Christ."

"But couldn't you express that with something that has a pleasant smell? Why don't you use tobacco?"

The wording of the Divine Praises after Benediction furnishes ample proof that the difficulties of expressing the spiritual in the Eskimo language are more than compensated for by realness and clearness. For instance, "Blessed be Jesus in the Most Holy Sacrament of the Altar," when translated into Eskimo reads, "Blessed be Jesus, the thing He gives, His nature, it being good food." Primitive? Perhaps. But with a grasp of the Mustery that more sophisticated minds might well imitate.

The life of the Eskimo in the Barren Lands of the Arctic is bleak and hard. But the Eucharist has given it meaning and has brought to the children of the Arctic night the light of Faith and the possession of life everlasting.

# DEFINITIONS OF THE SOUL

**—Our soul is a mirror which reflects the image of God. We must not mar it.**

**—Our soul is a precious vase in our hand. We must not break it.**

**—Our soul is a well-turned harp from which God's fingers lure the most wonderful melodies. We must not make it discordant.**

**—Our soul is a clear spring. We must not poison it.**

**—Our soul is a lovely white flower. We must not tread it underfoot.**

**—Our soul is a fiery flame. We must not extinguish it.**

**—Our soul is a sigh for God. We must not repress it.**

**—Our soul is God's wandering child, a celestial angel strayed from its heavenly home. Let us so live that we may lead it back to God's kingdom. — Bishop Toth.**

# Dad's

PATRICA

THE Sunday night dinner was terribly important to everybody. Dad Brown's job depended on impressing the new boss, Ma's reputation as a cook was at stake, and as for Katie—somewhere between the grapefruit and the strawberry mousse, her whole future might be changed. But no one outside of Katie suspected that. All during the two months that Phil Richards had been in town, while Dad had been screwing up courage to invite him over and Ma had been economizing in anticipation, Katie had been praying and building up series of rosy dreams.

Boy friends had been scarce for so long. First it had been the flashier girls who took them away, and then the younger smarter ones. Contrary to popular belief, nobody seemed to want a quiet girl who stayed at home to help her mother make jam and curtains, whose evenings out meant rosary devotions or movies with other girls. And now at twenty-five, it looked as if Katie Brown would do just those things for an endless succession of oncoming years—unless the dinner turned out right. Whenever she glanced shyly at his picture clipped from the Evening Gazette, her heart skipped a nervous beat. What could she do to interest this tall, dark, crinkly-eyed stranger who had traveled, lived in big cities, and met important people? The blessed Mother wouldn't fail her, she kept reassuring herself. Not after all those novenas. She'd help her to say the right things, help Ma to cook the best dinner ever, and even steer Dad away from blunders.

"Mr. Richards is used to eating in hotels," she warned her mother, "so we'll have to see that everything goes just right. The grapefruit and then clam broth with little crackers—"

"And squab—" Ma's eyes shone.

"And gelatin salad colored red with beet juice—"

"And strawberry dessert—"

"We'll get Emma to serve and do dishes—"

Dad drew himself up to five foot four importance. "I think maybe—" he started.

But Ma cut his suggestion short. "You leave your foot out of this," she warned. Her chubby face was pursed into determined lines. "You tend to giving Mr. Richards the invitation, Katie and I'll do the rest."

They planned excitedly, shining the silver, hunting through cook books for correct methods of serving, and living meantime on split peas, cabbage and pancakes. On the Saturday afternoon before the momentous occasion they trusted Dad to do three things while they went down town for finger waves.

"Watch them red beets," Ma warned, "and as soon as they're done, get the squabs and the strawberries. I've got the clam broth and grapefruit in the icebox. If we don't get back in time, you can fix yourself a little snack."

"I hope we can trust him to do everything right," she confided nervously to Katie on the way. "He's been a fine husband and father, but he sure has a talent for messing things up. If he don't get his foot into one thing, it's another."

In the hands of the beauty operator, however, Ma relaxed. Katie, in the next booth, watched her own reflection anxiously as the black, deftly moulded waves of hair scallopped her face. It was so important that everything be exactly right—the food, her appearance, her manner. Under the hot hum of the drier she sat and rehearsed her dinner-table conversation with Phil Richards—airy sallies of wit, the kind of light things that people in books and movies said.

"Here's the girl I've been looking for," he would think, "with all the social graces, charming, gay—"

When she emerged from the drier, she had every line memorized. If only the Blessed Mother stood by her! If only Phil took up the cues! The beauty session over, there was shopping to be done—tapers, napkins, and a serving apron for Emma. They left the stores reluctantly at the closing minute and hurried home.

As they opened the front door, a peculiar smell greeted them—unmistakable corncob pipe mingled with—Ma's nostrils twitched—red beets! Hat still on, she ran to the kitchen, turned off the gas, and plucked the cover from a steaming dish. Pa, reading the evening paper at the window, looked over his shoulder and took out his pipe long enough to remark, "Them darned things ain't done yet. I stayed right here all day watching 'em."

Ma ignored him. Her plump cheeks puckered with disgust, she turned to Katie. "They're the tough kind. Wouldn't get done in a year. And we were going to use them for color. The beets are white and the juice—Look at it! It's a kind of—"

"Muddy maroon," Katie suggested. "Well, never mind, dear. The stores are closed now, but we'll find something else some place. What about the squab and strawberries, Dad? Did you get those all right?"

He rose up in his chair. "Get 'em! Didn't you just hear me say I ain't moved from this kitchen all afternoon watching them beets?"

Ma gave one eloquent look in his direction before she opened the ice box. "I knew it!" She

# Foot

DENING

addressed herself to Katie. "Anybody who'd get his foot in that deep would get it in deeper. He's gone and drank the clam broth too."

Dad rattled the paper defensively. "You told me to take a snack," he grumbled.

Katie buttoned her coat collar under her white face. "Well, there's no time to be lost. It's six-thirty now. If I can locate a store that isn't closed, I'm lucky. But I'll have to take whatever I can get. It's too late for squab." There was a note of tragedy in her voice.

When she returned an hour later it was to drop a heavy basket dispiritedly on the table. Ma looked up questioningly.

"Roast beef," said Katie.

Their eyes fell. Together they unloaded the basket while Katie identified each parcel. "Carrots, apples for pie. Everything decent was gone. No strawberries, no artichokes — I was lucky to get this much. But one thing is certain. She stepped to the telephone in the corner and called a number. "We're not going to have any Emma around here seeing the common dinner we serve and telling the whole neighborhood about it."

"But the apron we just bought?"

Katie's forehead wrinkled. "Oh, hello, Emma. We're not going to need you tomorrow after all. I'm sorry. Some other night perhaps." She hung up the receiver. "I think I'll wear the apron myself," she announced. "Somebody has to wait on table. I might as well play maid," and she added to herself, "Why not? Things aren't going to be a bit the way I planned. Nothing smooth or sophisticated about it. A person can't be expected to say over carrot salad what she planned to say over alligator pears."

Ma's face fell. "But that won't give you and Mr. Richards a chance to get acquainted."

Katie's cheeks flushed a dull red. Were her intentions so obvious?

"See, Ma?" Dad chuckled. "She even blushes at the mention of his name. Didn't I tell you this would be a good opportunity for her to meet him—and he such an up and coming young Catholic fellow?"

If Katie needed anything to strengthen her idea of acting as waitress, that was it. She certainly was not going to sit at the table making selfconscious attempts at charming Phil Richards while the family beamed approval. She could foresee her tongue-tied essays at light conversation, the tell-tale look on her face. If her family found her so transparent, Phil would probably suspect her motives too. Better to play the impersonal role of family maid so that her blushes would pass unnoticed.

"Please don't argue with me," she said in a tone of finality. "I've definitely decided to wear that apron."

Ma continued to argue. However, when Dad began talking about "danged foolishness," she promptly took up the cudgel in Katie's behalf. "Keep your foot out of this," she warned him. "I know how Katie feels. I'm embarrassed myself to be sitting at the table with such a meal being served to a man who's used to the best."

So it was settled. On Sunday at six, instead of donning her new blue lace, Katie tied the little white starched apron over her old black crepe. She tied it with trembling fingers, for even though she wouldn't speak a word to Phil Richards tonight, he'd be there and she'd see him and maybe touch his arm as she served him—roast beef and carrots.

"I'm crazy," she told herself when the bell rang and she knew Dad had let him in and was talking to him in the parlor. "Crazy to get all a-twitter just because he's in the same house with me.

Ma and she were in the kitchen bustling from the stove to the table, thickening the gravy, piling up colorful moulds of salad, cutting thick wedges of pie. The rumble of the men's voices drifted out to them.

"We'll all be lucky if Dad don't talk himself right out of a job," Ma observed, jabbing at the meat with a fork. "Well, thank heaven this roast seems to be tender anyhow."

And the next thing Katie knew, they were at the table and she was serving that very meat to Phil. It was all a kind of wild nightmare, waiting on her own table like that and never saying a word. Disconnected thoughts kept playing tag in her mind with the directions she had meant for Emma. "Serve from the left.—Pass the rolls and relishes. — Keep the water glasses filled. There's Dad telling that ancient joke.—At least I don't have to laugh.—Is Phil being polite or does he really think it's funny?—He has such a nice voice.—I hope Dad and Ma see that I haven't even looked at him.—Fool that I am. —He might have liked me.—Now he'll never even know that I'm alive.—Besides, this is downright wicked, acting a lie, pretending to be something I'm not."

She tried to keep her eyes down when she served Phil, but the sight of his lean brown hands sent little flushes up to her hair. Just once when she was serving the coffee, she did look up and found his eyes fastened to her face with a quizical, amused look that made the cup and saucer in her hand play a tinkling tune. Had she done something wrong? Was he

laughing at her amateurish waiting on table? If this meal went on much longer, she'd disgrace herself completely by spilling something. Her hands were getting shakier every minute.

After the last piece of pie and coffee had been served and the dining room door closed for the last time, she broke down. If her eyes got red now, it didn't matter. The dishes could wait. She intended to have a long pent-up cry. So she sat at the kitchen table dabbing at her face with a crumpled ball of handkerchief and feeling sorrier for herself every minute.

"You poor kid," imaginary voices were whispering in her ear. "It's a shame you get such bad breaks—"

And then without warning a real voice from behind her said, "Pardon me, but Mr. Brown said I'd find the telephone out here."

She tried to make the tears freeze in her eyes, but one ungovernable round drop spilled over her nose. She giggled a little unsteadily at Phil's bewildered look. "Imagine my embarrassment!"

He grinned back. "Imagine mine—stumbling into a lady in distress. What's the matter? Won't they give you the evening off?"

She gave a nervous little sniff and shook her head. "No. But they treat me kindly. The telephone is over there."

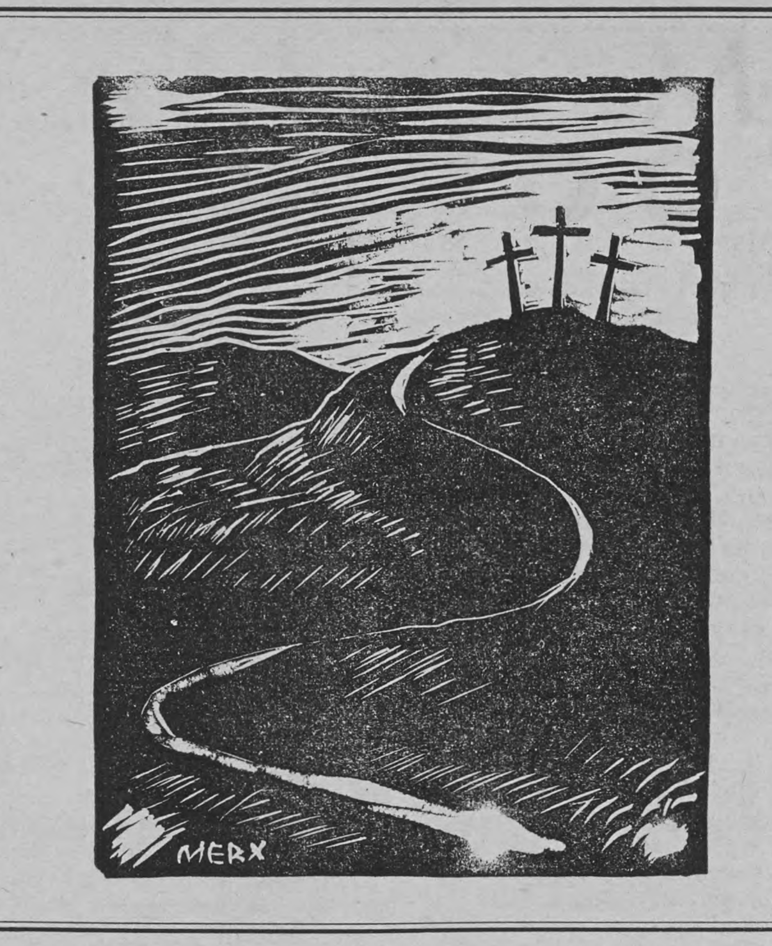
He thumbled his way uncertainly through a few pages while Katie struggeld to look unconcerned. Not a sound came from the dining room. She began stacking up dishes noisily so that he wouldn't hear her heart pounding over there in the corner. Why didn't he hurry up and use the phone?

"Know any good numbers?" he suggested suddenly.

Katie's head swam.

He went on with a wistful sort of half smile. "Trouble is I've been too busy working since I came here to meet any girls—"

What an absolute moron she had been!




"—so I kind of hoped the Brown girl would be home tonight and I bought a couple of tickets for a show—"

"Do you know anything about her?" Katie inquired her eyelashes flickering excitedly.

He studied his cigarette. "Well, we've never been introduced, but her father talks about her at the shop whenever he gets a chance. Seems she took all the honors in cooking and sewing at school—"

Katie's cheeks began to burn.

"—and she's good-looking, too. Seeing that she was out tonight, he showed me her picture." There was an unmistakable twinkle in his eye. "You know, he's a smart old fellow, a regular fixer. I wouldn't be surprised if he got to be a foreman one of these days. When I admired the picture and said I'd like to meet the original, he sort of nudged me, and just as your mother came in, said I'd find the telephone in the kitchen if I wanted to make a call after dinner."

Oh dear dad! And dear Blessed Lady!

"You didn't really want to use the phone then?" Her eyes were incredulous but shining.

He lifted one eyebrow. "What do you think?"

The two of them proceeded to laugh so heartily that Ma and Dad appeared in the doorway.

"Well, he's found us out," Katie admitted. "We don't have a maid."

"And if there's anything I hate," Richards put in, "it's ceremony. Nobody has to have extra service for my benefit. I get so fed up on hotels and banquets and six course fancy dinners—"

Ma looked at Katie dumbly.

(Concluded on page 37)

# Mary and the Eucharist

A newspaper item starts Father Malone musing on Mary's relation to the Blessed Sacrament, and he finds himself making a meditation that you will all enjoy

By WILLIAM J. McLAUGHLIN, O.M.I.

★ ★ ★

FATHER Malone had just finished reading a story in the weekly diocesan paper on devotion to the Blessed Virgin Mary. It went somewhat like this:

It was back in the peaceful days before the war had ravaged the countryside of Alsace that this little story had its setting. Marie and Jeanne, young daughters of a thrifty French farmer, had an acre of land at their disposal. They decided to grow wheat for the convent in the village so that the nuns could make altar breads. One of the hired laborers plowed their plot of ground and sowed the seed.

If anxiety could have helped the crop, their small wheat field would have yielded enough to fill a granary. But that year the country suffered a severe drought. The poor farmers stood the chance of losing everything as the withering heat of the sun parched the earth mercilessly. Marie and Jeanne would scan the sky every evening in search of rainclouds. They'd have the salty taste of tears in their mouths after gazing pathetically at the shrivelled stalks of wheat.

Finally, they decided to make a novena to Our Lady. Certainly she would intercede with "Heaven's Plumber" to send them rain, for if it did not arrive soon the Sisters would have no wheat and that would mean they would have no Mass.

"We know," said Marie, "that the Sainte Vierge will answer our prayers since she always does when it has something to do with Holy Mass." For Marie remembered another time when the Lady made the storm cease so that they could go to church for Sunday Mass.

With perfect confidence the two young girls began their novena. On the third day they received the reward — by the bucketful—and the Sisters were able to make their altar breads for another year.

There was one thought in that story that set the old priest, Father Malone, to musing. Of course, he admired the faith and confidence of the little girls but it was something that Marie had said. "The Sainte Vierge will answer our prayers . . . since it has to do with Holy Mass. The Sainte Vierge and Holy Mass, the Blessed Virgin and the Holy Eucharist. Hmmm. And why not?

Jesus is present in the Holy Eucharist, really, truly, Body, Blood, Soul and Divinity. "I am the living bread that has come down from heaven . . . For my flesh is food indeed, and my blood is drink indeed. He who eats my flesh and drinks my blood, abides in me and I in him. As the living Father has sent me, and as I live because of the Father, so he who eats me, he also shall live because of me." Christ fulfilled this promise at the Last Supper: "Take and eat; this is my Body . . . All of you drink of this; for this is my Blood of the new covenant, which is being shed for many unto the forgiveness of sins."

The Eucharist is the center of our Religion. By our belief in the Holy Eucharist, we profess the dogma of the Holy Trinity, of the Incarnation, and consequently, of Original Sin, and of the Supernatural Order, the belief in the resurrection of the body ("I will raise him up on the last day"), and of eternal life ("If anyone eat of this bread he shall live forever").

But this same Jesus present in the Eucharist is the Son of Mary. We remind ourselves of this in hymns at Benediction. "Hail true Body, of Mary Virgin Born" we sing in the "Ave Verum." Or in the "Pange Lingua": "Sing, O my tongue, the mystery of the glorious body, and of the precious blood, which the King of the Gentiles, the fruit of a noble womb, shed for the redemption of the world." The triumph of Jesus in the consecrated Host is the triumph of the divine Motherhood of Mary. How similar has been the lot of the Eucharist and the Blessed Virgin throughout history, thought Father Malone, as he rose to answer the telephone. Wherever the dogma of Transubstantiation has been denied, any cult or honor of the Virgin Mother has been refused.

The party on the wire had to repeat the message for Father Malone was miles away, He was thinking of Lourdes, the most famous shrine of the Blessed Mother in recent times, and the glory and honor there paid to the Blessed Sacrament.

Father knocked out the dottle from his pipe, which had gone out, refilled and lighted it, picked up a paper and began to read. He hadn't read a paragraph when his mind had wandered back to the topic of his recent meditation.

Now he was thinking of how important a role Mary had played in the Incarnation, and, he added, the Eucharist is the extension in time and space of the Incarnation. The consent of

the Immaculate Virgin was necessary for the Incarnation of the Divine Word in the Eternal Plan for the new Alliance. This New Covenant was a bilateral part. God besought; Mary accepted in the name of the human race. And Jesus spoke of the new Covenant at the Last Supper and in strict relation to the Holy Eucharist: "This is my Blood of the new Covenant." If Mary had an essential part in the new Covenant, she also has a necessary part in the Holy Eucharist.

Mary is the Mother of the Divine Saviour and she is our Mother too. How could she be our Mother, in the sense Jesus dying on the Cross assigned her to us, if she did not contribute effectively to give us supernatural life? Eve offered Adam an apple; Mary, the new Eve, offered us a food too, the most Holy Eucharist, which is the food of life.

Bridie, the house-keeper, came in from the kitchen to ask Father whether he'd liked boiled or baked potatoes for dinner. "Oh, any way," answered Father Malone. He thought, why should I be bothering with potatoes when I'm enjoying this meditation? This is the best one I've had in weeks. I'm thinking of something sublime—the Holy Eucharist — and she interrupts me with prosaic potatoes! Then he went back to his musing, looking for some new avenue of thought to bring out the relation of the Holy Eucharist and Mary.

Now consider the Holy Eucharist as a true sacrifice, as a reparation for our faults. The prophet Malachias had written: "From the rising even to the going down of the sun, my name is great among the Gentiles, and in every place there is sacrificed and there is offered to my name a clean oblation." And the words of institution: "This is my Body, which is being given for you; for this is my blood of the new covenant, which is being shed for many unto the forgiveness of sins." The Eucharistic Sacrifice is identical with the Sacrifice of the Cross; there is the same Priest, the same Victim; the same fruits; the merits of Jesus dying on the Cross are distributed to souls by Jesus sacrificed in the Eucharist; the manner alone is different, bloody on the Cross, unbloody in the Sacrament of the Altar.



When the Archangel Gabriel announced to Mary that she was to be the Mother of God, the angel said: "And behold, thou shalt conceive in thy womb and shalt bring forth a son; and thou shalt call his name Jesus."

Jesus was the Messias, the Saviour promised to mankind since the fall of Adam. The holy old man Simeon, on the occasion of the Purification, connects the sorrows of Mary with the Passion of the Redeemer: "Behold, this child is destined for the fall and for the rise of many in Israel, and for a sign that shall be contradicted. And thy own soul a sword shall pierce..." With the prophecy of Malachias being fulfilled by the celebration of Mass in all corners of the earth, thus perpetuating the Sacrifice of the Cross, we say that Mary continues in the Sacrifice of the Altar the office she accomplished with Jesus, redeeming mankind, on Calvary.

Since Mary is Co-Redemptrix, it is only fitting she should share in the distribution of the graces and merits of her divine Son. Thus we call her the Mediatrix and Dispensatrix of every grace. She is the channel through which flow all the fruits of Redemption. When Mary went to visit her cousin Elizabeth, John the Baptist was sanctified before his birth. Mary was the instrument of this miracle. At the marriage feast of Cana, Jesus performed His first miracle through the intercession of Mary, thus inaugurating His Public Ministry. On Penticost — the Descent of the Holy Spirit upon the Apostles, marking the inauguration of holy Church, the Apostles and Disciples "with one mind continued steadfastly in prayer... with Mary the Mother of Jesus."

"Father, dinner is ready," came Bridie's voice from the dining-room. And as he moved toward the table, Father Malone closed his thoughts with this aspiration: "Blessed Virgin Dispensatrix of every grace, in the first place of the Holy Eucharist, the source of every gift, make us less unworthy of receiving this divine gift in Holy Communion."

# Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:

Last month's journey took us to within 60 million years of 1946. Let's wander a little more through the kingdom that we invented.

The air around us has suddenly become colder. Solid mountains of ice are hemming us in from all directions. It is milling everything into atoms, pushing mountains of earth before it. The ice seems to have covered the entire earth. The cold, too, is becoming unbearable. Another million years pass on. The ice suddenly stops moving, melts, and where it melts it forms immense oceans. Rivers are formed that tear unfathomable canyons into the face of the earth. Lakes remain where the water has found no outlet, where the ice has scooped basins out of the hard crust of the earth.

Life again appears. Somehow its nucleus has survived the ravages of this moving world of ice. The animals no longer seem as they were. Only vestiges of their former selves remain to remind us of the terrible happenings that we have just witnessed. Bones and particles of bone are everywhere to be found. A second Ice Age comes and a Third. Only ten million years remain.

But look! See that red-head over there, sticking his head out of the window of his hut? Man, begorra! But where did he come from? Look, there is his mate—a woman to be sure—but let us not disturb their little argument. The man is now sharpening his axe; the woman—fear in her eye—goes to the fire and begins stirring the stew.

Six thousand years remain. We are now wandering through a more modern world. We find red men, yellow men, black men, each in a definite part of the world. We find white man living in colder climes. But why? Why does he cover himself with fur and stuffs, when, according to the theories of 1946, he should really be sprouting hair like the modern monkey, to be sure? And where did he come from? We found no link between him and the inanimate things that went before. We found no link between him and the small bits of protoplasm; no link between him and the animals that resemble him.

You see, dear reader, the big shots of 1946 are constantly trying to make man an offshoot from a previous state, to which he became superior by heredity, environment and by shere force of will. They are constantly on the track of man down through the centuries, but never seem to catch up with him. From their office desks, and with pick and shovel, the paleontologists and anthropologists of to-day are using every means in their power to reconstruct man from the debris of India, Europe, and more recently in the U.S.A. They are excellent sculptors, these fellows. From a jaw-bone, a million years old, they reconstruct prehistoric man's entire anatomy. Why don't they try another angle?

Even to-day there are jaws among us that could easily be attributed to ape-ancestry. Not only jaws, but faces and noses as well. Suppose we did come from the monkey, where, in Heaven's name has our hair gone—when we could use it so efficiently in our Saskatchewan of to-day? Did they disappear while the monkeys were in their caves during the Ice Ages, or was it because man willed it so? If we are supposed to grow hair or lose them as required, then why is it that the poor Eskimos have to cover their bodies with caribou furs and seal-skins? Perhaps, the evolutionists will answer this one by saying that the Eskimos dress so warmly that the infant hairs become suffocated before they have a chance to take root.

Furthermore, if we take the evolutionists' word for it, there must have existed black, yellow, red and white monkeys thousands of years ago, since they also teach us that race colour does not change unless mixed with another. Why, if race colour does not change, have we only the one colour (I mean the colour of the skin) in our modern monkeys, apes, gorillas and baboons,—unless of course the others by "survival of the fittest" have fallen by the wayside. Or did we acquire our race colour only after we evolved from the ape? But why, where and when did this have to happen to us?

Science seems to change its opinions and theories as it pleases and as each occasion demands, It is a long line of contradictions, so much so that we are beginning to doubt very much whether science can keep on believing in its theories and still keep up its self-respect. We are small to-day and taller to-morrow, in fact we expand and contract at the same time—like a balloon that expands when a bit of scientific hot air is blown into it and contracts when the bubble bursts. I am not trying to poke fun at science—far be it from me to do so—but I am merely trying to suggest that science has its definite limitations. It seems to me that the Creator allows it to get only to a certain point,—just so much brains and no more.

Isn't it easier to say that God created man and beast; gave them colour and characteristics in order to get along in the universal scheme of His creation? This theory gets you a whole lot farther in understanding some of the mysteries of which science is only able to skim the surface.

Science constantly tells us that black absorbs the rays of the sun. Then, why, for Heaven's sake, should the blacks live under an Africa sun. And why should we live in climes where the sun can't get at us? Why does not nature give us hair as

thick as that of a buffalo, so that we could withstand our spicy winters? I can very well understand that a polar bear should be covered with hair from head to tail, but what about the furry animals in the heart of the jungles? It just goes to show that you can live for generations in Africa, or China, or Japan for that matter — nature will never change your colour to conform with the surroundings. It just doesn't work out that way. We will tan in a hot sun, due to the formation of pigment, but our children never will be born with that pigment in their skins. Pigment cells in the skin — and white people have very few — are inherited and no theory of evolution can put them there if there weren't any there in the first place.

Now that we have discussed this theory of evolution a bit, we will come back to more sensible things in the next article. I still have not forgotten to tell you more about the little and the big people in this silly old world of ours — or is it as silly as the evolutionists would have us believe? So long!

**Medical Corner**

## QUESTION BOX

**Dear Miss M. F., Wilkie, Sask:**—I mentioned before that I do not answer letters privately, only through the Marienbote. What you tell me can only have been caused by infection, bad tonsils for one thing, bad teeth for another. Running ears, or chronic middle ear infections in the majority of cases heal out sufficiently that you will be able to hear, provided of course that the drums are not altogether destroyed. Have your tonsils out by all means, and bad teeth if you have any. Think only of ear phones after the infection has been cleaned up.

**Mr. O. H. H., Primate, Sask:**—Thanks, Mr. H! Letters like yours make one feel that time spent on the Medical Corner was not time wasted. A word of good cheer at certain times is like a kick in the pants to a mule that gets into the habit of backing up. Pardon the comparison. Thanks, again! If I can please only one reader of the Marienbote once in a while, I feel that my time is well spent.

**Dear Miss H:**—A man who is a century old has a lot to be thankful for. What is a little mucus in the throat? He probably has a touch of chronic sinus trouble, or probably a certain amount of congestion due to a failing heart. I do not think that I would recommend much more than the fact that you leave grandpa alone. The fact that he has difficulty getting his breath when exerting himself probably points to the heart as well. The way to remedy that is to allow him less exertion. Not very many of us live to be a hundred.

**Mrs. A.L., Maxston, Sask.:**—If you will refer to the July 1945 number of the Marienbote you will find the answer to your question with reference to pin worms. Their cause is likely to be found in vegetables, flies and general uncleanliness. One child can infect a whole family. See your doctor for treatment.

# It May Interest You

### If You Mean They Should

When a man is in God's grace and free from mortal sin, then everything he does, so long as there is no sin in it, gives God glory and what does not give Him glory has some, however little, sin in it. It is not only prayer that gives God glory but work. Smiting an anvil, sawing a beam, whitewashing a wall, driving horses, sweeping, scouring, everything gives God some glory if being in His grace you do it as your duty. To go to Communion worthily gives God great glory, but to take food in thankfulness and temperance gives Him glory, too. To lift up the hands in prayer gives God glory, but a man with a dungfork in his hand, a woman with a slop pail, give Him glory, too. He is so great that all things give Him glory if you mean they should.

—Gerard Manley Hopkins., S.J.

* * *

### Report from Abroad

The soldier, walking an Oklahoma road, was tired. Behind him he heard the sound of a car and he waited. The driver, a Jewish business man of Hugo, Oklahoma, slowed down. The soldier looked thin and worn. The driver picked him up, found that he had been near death in the Pacific, was on his way home for a long, long rest.

As the miles drifted by in the oven heat, the soldier told of many things. Then he spoke of religion. And this, the Jewish merchant told me, is what the Protestant boy said:

"It was pretty bad out there in those hell-holes. Those Japs kept us on edge all the time, sniping and killing. My buddies kept going one by one. But there is one person I'll never forget as long as I live. It was that Catholic chaplain. He'd run out when a man fell, bend over him and drag him back. We never saw any other chaplains around where the bullets were hitting. Just that Catholic priest standing up real straight or bent over

listening at men's breasts. I don't know what he said to those dying men; all I know is that he didn't seem to realize that he could be cut down like the others. Then I got it in the side. When I awoke, he was there. I can't forget that look in his eyes. His lips were moving but I couldn't hear him. Then they pulled me back out of the swamps.

"When I was in the hospital and heard guns, I always thought of that Catholic priest. I knew he was out there helping my buddies. He did something to me inside. When I saw him working hard under fire giving his religion, I decided his must be worth getting. And that's what I'm going to do when I get back home in Ada."

—Joseph J. Quinn in the "Southwest Courier".

* * *

### Distinction

It is indeed bewildering to find so many Christians (and by Christians I mean Catholics) who seem to be ashamed of their own glory, who seem apologetic, on the defensive, so anxious to avoid attracting notice as Christians, that they succeed in being unrecognized. The wish to be like everybody else may indicate a certain social sense, an instinctive anti-isolationism which, up to a certain point, is sound, but we do not as a rule carry it to such lengths as to conceal distinctions that we are proud of. If we were princes, we should not want to be mistaken for ordinary commoners; we should wish to be recognized as princes. Yet as Christians we are more than princes, how is it that we do not proclaim our status?

When the young are chiefly at pains not to be "different" from the young pagans with whom they consort, when the old are chiefly concerned to avoid all possible "friction," how is the poor world to be set on fire?

—Rosalind Murray in "Blackfriars".

## A GENUINE WORLD LEAGUE

**Like a magnificent temple of the Holy Grail, the Universal Church towers above the pretentious plaster structure. It is a comforting thought for every Catholic that in this disjointed present day world of violent hatreds, power and ambition-minded people, at least one institution still stands which embraces all nations, great and small, victors and vanquished, strong and weak, with equal solicitude and love, condemning extreme nationalism as sin, unafraid of enmity and persecution, and valiantly contending for justice and charity as the indispensable prerequisites for the reconciliation of the nations and for world peace. The Church has not discovered this, her mission, only now when the great world crisis demands marshalling all her powers. She merely continues with an assignment which from the very beginning has been hers. But Pope Pius XII gave an especially strong expression to the supranational position of the Church during this critical period in world history, and in the midst of a devasting world disintegration, by calling representatives from all of the continents to the Sacred Collège of Cardinals, the highest Church council, — the representatives of humiliated and outlawed nations as well as the representatives of the leading nations, who all plan and work together as brothers for the common welfare of Christianity and peoples. Thus Americans are seated together with Italians, Germans with Englishmen and Frenchmen and Slavs, Orientals with Spaniards and Portuguese — all under one father and united in Christ Jesus. It was one of those bagatelles of which the great Spanish writer Coloma speaks, when the British Cardinal Griffin openly embraced the German Cardinal von Preysing in a gesture of brotherliness — "a small gesture, a mere bagatelle, which men may deride and the angels applaud," according to Coloma.**

**This august event in the history of the Church presents a striking pendant of the London meeting of the United Nations. Although it decidedly was not intended as such. Alongside of the London world parliament with all its shortcomings, it will impress upon all nations the fact that purely physical and material interests will fail to bring about a genuine and lasting union. — That only great ideas and spiritual, moral and religious forces will lead to real solidarity and raise those who serve them above national pride and envy and selfishness and pettiness. If it only cares to see, the world in these fateful days may find in the events in Rome an impressive lesson on genuine peace undefiled by inordinate ambitions and their destructive concomitants.**

**—"Wanderer".**

## DAD'S FOOT—

(Concluded from page 32)

"That's why, Mrs. Brown," he bowed, "I enjoyed the food so much tonight. Nothing elaborate—the kind I used to get at home. It makes me hope I'll be invited often."

"We'd sure be tickled to have you," Dad beamed, rocking back and forth on his heels.

"And now let's all tackle these dishes. I'd like your daughter to have the evening off so the two of us can see a show."

Dad nudged Ma. "Guess I put my foot in the right place for once," he whispered.

Ma took one look at Katie's radiant face and beamed back at him. The dinner had been a success.

———o———

Only in the spiritual brotherhood of humanity can there be real peace, and the Lord has no step-children.

—Max Jordan.

# A Clarion Call to Every Catholic Youth

Dear Catholic Youth:

I am writing this letter to you, to tell you about the grave and pressing need there is for missionary vocations among you; hoping at the same time, that in reading it, you will give some consideration to such a noble and blessed work, in the deciding of your own vocation in life. Would that I could write to each one of you personally, words of appeal and encouragement to choose and embrace the life of a Missionary Priest or a Missionary Sister. But, we know that cannot be done; so I hope and pray that you will accept this letter, dear student, as a direct appeal to you.

We who are studying, here at the seminary for the foreign missions, have experienced already the grandeur of such a calling as is ours. We know sincerely and certainly, that there is no greater or more sublime vocation in life. Has not Christ Himself said, "Greater love than this no one has, that one lay down his life for his friends". We have seen Missionaries depart, from home and country, to go to far off pagan lands as 'heralds of God's tender mercy'. Many long years they spend there, laboring for the conversion of heathen peoples. Some, after a time, have returned, not because they wished to, but because they were forced to, by ill-health or the adverse conditions of war. As yet, I have not met one returned missionary, who did not long and yearn to return to the mission fields. Why, this great and overwhelming zeal and love for their work? Does it make them rich in worldly goods? Do they find in it the completeness of earthly pleasure? Do they find in it escape from the miseries and sorrows of this life? No, these things are not the answer. The answer is, they realize that their work is the greatest and noblest in the world; and the only work that really is worthwhile, when we consider the Catholic philosophy of life, namely, know, love and serve God in this life and be happy with Him forever in the next. Like St. Francis Xavier, the great missionary apostle of the Indies, they understand the full meaning of those deeply impressive words of Christ, "What does it profit a man, if he gain the whole world, but suffer the loss of his own soul?" These are the very words that led St. Francis to become the noble and zealous missionary he was.

We must bear in mind always, that the missionary work of the Church is Her principle and foremost concern. The command of Christ, to His first Apostles, "Go, therefore, and make disciples of all nations,"—is still the great command of His Church to the hierarchy and clergy throughout the world. Listen to what Pope Pius XI, of happy memory, says, on this matter, in his Encyclical, "Rerum Ecclesiae",—"For the Church has no other reason for existence, than, by enlarging the Kingdom of Christ throughout the world, to make all men participate in His salutary redemption. And whoever, by Divine Commission, takes the place on earth of Jesus Christ, the Chief Shepherd, far from being able to rest content with simply guarding and protecting the Lord's flock, which has been confided to him to rule, on the contrary, fails in his especial duty and obligation, unless he strives, with might and main, to win over and to join to Christ all those who are still without the Fold." The Popes of all times, have recognized this supreme duty and have zealously advanced, as far as possible, the missionary work of the Church.

The world of today, reveals to us the grave need there is for greater missionary endeavours. Many events of the past year or so, have shown us that the future missionary work of the Church, will demand innumerable missionary vocations among you, our Catholic Youth. World conditions at present point to the fact that America, the United States and Canada, will have the greatest part in the future missionary work of the Church.

There are several other Canadian and Newfoundland boys studying here at the Seminary with myself, but we realize and know full well, that to do the missionary work, which awaits us in foreign lands, our ranks must be increased by numerous recruits. In thinking upon this great need, we cannot help but picture to ourselves, Christ standing upon the hill, near Jacob's well, just outside the Samaritan town of Sichar. As He stands there, He looks towards the town, watching the people streaming out to see Him. Their interest and curiosity had been aroused by the announcement of the Samaritan woman, to whom Christ had revealed her innermost secrets and proclaimed that He was the Messiah. Christ turns to His apostles and from the bottom of His heart, overflowing with missionary zeal, says to them, "Lift up your eyes and behold that the fields are already white for the harvest. Pray ye therefore the Lord of the harvest to send forth laborers into His harvest." Christ was speaking of the harvest of souls, and well might we look

# The Question Box

Only signed letters will be answered

**Is it necessary in saying the 15 decades of the rosary to say the Apostles' Creed, the Our Father and the three Hail Marys more than once?**

These first prayers mentioned in the question are not an essential part of the Rosary and hence need not be said. All the indulgences attached to the rosary may be gained without saying them.

**Is it necessary to move the lips when reciting the rosary in order to gain the indulgences?**

When reciting the rosary alone it will be necessary to move the lips in order to gain the indulgences. The rosary is a vocal prayer and thus a certain use of the vocal organs would require that there be at least a slight movement of the lips. However, if the rosary is recited in common or together with others the indulgences may be gained by all who participate and also by those who mentally follow the one reciting the prayers. The dumb satisfy the requirement for gaining the indulgences even regarding private recitation, if they recollect themselves mentally and follow the prayers by signs or with their eyes, if reading the prayers. Thus for them reciting the rosary by fingering the beads and mental prayer would suffice even in private recitation.

**Is it a sin for a child to see a movie that is listed as for adults in Catholic Magazines? There are times when my husband and I would like to see the picture and do not like to leave our boy at home.**

The classification, put out by the Legion of Decency, is to serve as a guide, especially for those who enjoy seeing a good movie but do not wish to pay the money for what was expected to be a good movie and then shows transgression of almost every commandment of the Decalog. This guidance is not a commandment in itself. Thus, if a sin is committed by going, it would have to be not because of the special grading the show received, but because this particular movie proved a scandal to the viewer. The classification is for your help and if in your own conscience you realize that a particular movie will be a scandal for your child, there is an obligation to keep him from seeing it. If the nature of the show is such that it would not leave a harmful effect upon the mind of the child, then there would not exist that same obligation, and the reasons given for seeing the show would be sufficient to take the boy along.

We may not forget, however, that the more we insist upon good clean shows, the more they will improve. At the present time there is a definite and pronounced tendency toward the salacious and criminal in the movies. That will not bring us God's blessings.

**May non-Catholics be permitted to share in the use of sacramentals?**

Church law says in canon 1149: "Blessings are to be bestowed chiefly upon Catholics. They may be given also to catechumens, and unless the Church prohibits it, to non-Catholics in order to obtain for them the light of faith, or together with it, bodily health." Thus a priest may bless the houses of non-Catholics. Non-Catholics may be admitted to public blessings, e.g., to receive candles, ashes, palms. The main motive of the Church's concession in this respect is "in order to obtain for them the light of faith." The Church was instituted to save all men and she prays for the salvation of all. Thus it seems consistent that she allow the use of sacramentals even to those who do not as yet belong to the fold. There is, however, a danger that superstitious beliefs on the part of non-Catholics can enter such practices unless they are properly informed regarding the nature of sacramentals. Sacramentals are not charms.

**I read somewhere that to gain a plenary indulgence one must be free from all attachment to sin. Just what is meant by this?**

Theologians tell us that to gain the full benefit of a plenary indulgence it is necessary to have a true hatred for all sin, even venial sin, and to cherish no attachment to anything even venially sinful. Realizing that a plenary indulgence remits all penalty due to sin, it becomes clear that very special dispositions are necessary. This detachment from all sin includes the sincere will never to deliberately commit any sin. A man may realize that from human weakness he will fail at least in some lighter offences, but at the moment he must be sincere and determined in his will to avoid all sin, venial and mortal.

---

out over the world today and see and exclaim in the words of Christ, how ripe the field of pagan lands is for the harvesting of souls into the Kingdom of Christ. Come then, let us all join in an army of missionaries, some to actually go forth to reap this abundant harvest of souls for God, others to remain at home and help by prayer. To this end, let our prayer be: "O God, send forth laborers into Thy harvest, and grant to those whom Thou dost call, to labour in Thy vineyard, the grace and courage to answer Thy call and persevere therein."

Therefore, in the light of all this, we plead with all of you to come and help us in this glorious and noble work.

# Have you heard these?

The story is told of an old Chinese who always bowed when passing the Catholic church. The pastor, noting this, said to him one day, "How is it that you who are not a Catholic always bow when passing our church"

"Oh," he replied, "I believe in my gods well enough, but I'm not taking any chances. I make a bow, just in case!"

* * *

Pat bet Mike that he could carry a hod of bricks to the top of a fifty-foot building, with Mike sitting on top of the hod. When near the top, Pat made a misstep, and nearly dropped Mike to the stone walk below.

Arriving at the top, Pat said, "Begorra, I've won the bet."

"Yer have," said Mike sadly. "But whin ye shlipped, I was sure I had yez."

* * *

Johnny: "Teacher, Billy always says, 'It ain't: but it isn't, ain't, is it? It's 'isn't,' ain't it?"

* * *

Gamekeeper: "You can't use lastyear's shooting license, you know, sir."

Shooter: "That's all right. I'm shooting at birds I missed last year."

* * *

An automobile enthusiast installed several new-fangled gas-saving devices, among which were a carburetor guaranteed to save 40% a manifold heater to save 30%, tablets to put into the gasoline tank to save 20%, and new tight-fitting pistons to save 20%. With all of these gas-saving devices installed, he had a fuel economy of 110% and had to stop every hundred miles to bail out the gasoline tank to keep it from overflowing.

The tragedian had just signed a contract to tour South Africa. He told a friend of it at the club. The friend shook his head dismally.

"The ostrich," he explained in a pitying tone, "lays an egg weighing anywhere from two to four pounds."

* * *

A minister, on the closing night of a church conference, prayed:

"Oh, Lord, be with the first speaker and give him power to move this people. And be with the second speaker and endue him with Thy spirit. And Lord, Lord, have mercy on the last speaker!"

* * *

They were rather late in starting for the station and his wife said, "You run ahead, dear, and hold the train."

"Yeh!" he answered sarcastically. "And what particular hold would you like me to use—the head-lock, scissors or half-nelson?"

* * *

A midget belonging to a circus got on the sleeper at Chicago to go to New York. He had an upper berth. He went into the diner and drank a large cup of coffee. About two hours later the man in the lower berth rang violently for the porter.

"Porter!" he exclaimed. "I can't sleep. Someone is pacing overhead."

* * *

"Conductor! Help me off the train.

"Sure."

"You see, I'm stout and I have to get off the train backwards; the porter thinks I'm getting on and gives me a shove on again. I'm five stations past my destination now."



A Scotchman accosted by a military picket:

"Who are you?" challenged the soldier,

"I'm fine," answered Sandy. "Hoo's yersel."

# The Student's Burse . . .

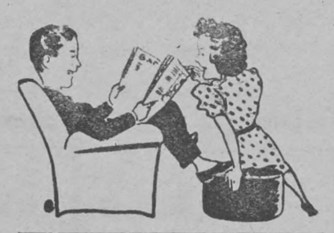
| | |
|---|---|
| Previously acknowledged | $1,737.70 |
| Mr. Rupert Szautner, Muenster, Sask. | 1.00 |
| Mr. Geo. Rollheiser, Compeer, Alta. | 1.00 |
| Mr. Nick Heffner, Compeer, Alta. | 1.00 |
| F. R., Compeer, Alta. | 1.00 |
| Mr. Jacob Kohlmann, Compeer, Sask. | 1.00 |
| Mr. Alex Gartner, Cosine, Sask. | 1.00 |
| Mrs. John P. Brost, Macklin, Sask. | 2.00 |
| A friend, Regina | 2.00 |
| Mrs. M. M. Hager, Toronto | 25.00 |
| John Boser, Reward, Sask. | 3.00 |
| Mrs. Rosalin Hauk, Lemsford, Sask. | 4.40 |
| A friend, Emberville | 1.00 |
| Mrs. S. P. Wourms, Fulda, Sask. | 2.00 |
| | $1,783.10 |

Please send your contributions to:

**The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate**
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.



Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



**An Appropriate and Pleasing**

## PRESENT or GIFT

for a

**BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY**

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

**THE MARIENBOTE**

Please send The Marienbote for one year to:

Name ........................................

Address ........................................

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ........................................

Address ........................................